Des Cäsars Ende.

Zeit-Roman

von

S. J. R.

Auch Schluß von:

„Der Todesgruß der Legionen“

von

Gregor Samarow.

Erster Band.

Berlin, 1876.

Verlag von Otto Janke.

Des Cäsars Ende.

Zeit-Roman

von

S. J. R.

=[Hermann O. Goedsche] lt. BVB-Kat

Erster Band.

oder Meding, Oskar?

Berlin, 1876.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

Es war zu Anfang Juli, die Hitze während des Tages über vierundzwanzig Grad gewesen und die schwarzen Felsen des Auresgebirges hauchten eine betäubende Gluth aus. Nicht ein Luftzug rührte sich und bewegte die harten Blätter des Cactus und der Fächerpalme, die an den Abhängen emporwuchsen und die eintönige gelbgraue oder dunkle Farbe des Erdreichs unterbrachen.

Die Sonne war stark im Sinken und berührte schon die gewaltigen Massen der Ausläufer des Atlas, welche von Westen her sämmtliche Gouvernements von Algerien in zwei großen Berggürteln durchziehen, deren südlicher Rand sich an die Sahara mit ihren palmen- und dattelreichen Oasen schließt und in deren Zwischen-

raum sich weite, von salzigen Seen unterbrochene Haidestrecken — die sogenannte kleine Wüste oder die Sebkhas — hindehnen, nur an einzelnen Stellen durch anbaufähige Thäler unterbrochen.

Auf der Schattenseite eines mächtigen Felsblockes saß ein Mann, dessen Kleidung und Farbe, obgleich das Gesicht schon stark von der Sonne gebräunt war, doch sofort verrieth, daß ein anderes Land seine Heimath gewesen war. Blondes Haar und gleicher, etwas verwilderter Bart, hellblaue, gewöhnlich etwas starr und apathisch, zuweilen aber auch schlau und entschlossen blickende Augen und die sehr große, breite Gestalt deuteten auf einen Norddeutschen, das weite bequeme Beinkleid und der graue, breitrandige Filzhut auf einen Ansiedler. Der Mann, der höchstens fünfundzwanzig Jahre zählen konnte, trug eine graue Joppe mit stehendem Kragen, seltsamer Weise über derselben das breite Bandelier einer Soldaten-Patronentasche und neben ihm auf dem Boden lag eine wohlgeputzte Muskete mit aufgestecktem Bajonnet. Das Gesicht des Mannes war offen und Zutrauen erweckend, es hatte in der kräftigen Kinnbildung etwas Festes, Zähes und das Geregelte seiner Bewegungen zeigte, daß er Soldat gewesen sein mußte.

Jetzt hatte er sich erhoben, das Gewehr aufgenommen und war um den Block getreten, wo ihm nun die volle Aussicht auf die Wüste vor Augen lag. Da er gegen die sinkende Sonne stand, legte er die Hand über die Augen und schaute lange und aufmerksam in der Richtung entlang den wüsten Bergwänden hin. Der Anblick war traurig genug — ödes, wirres Gestein — in dem weit hingestreckten Grunde nur trauriger, rothgelber Sand, an zwei, im Gesichtskreis liegenden Stellen von einer bleifarbenen, weiten Fläche unterbrochen, dem Spiegel der Salzteiche, welche die einzige Abwechselung dieser Einöde bieten. Kein Strauch, kein Baum — keine Spur eines lebendigen Wesens! Nur schillernde Eidechsen schossen häufig an den Füßen des Einsamen vorüber, aus einem Felsenspalt zum andern. Nicht einmal ein Vogel zog seine Kreise über diese traurige Gegend.

„Wo er nur wieder bleibt, der einfältige Steinkratzer," murrte der junge Mann vor sich hin. „Der Teufel soll mich holen, wenn ich mich noch einmal verleiten lasse, ein solcher Narr zu sein und mit ihm in dieser Hundegegend umherzulaufen, statt wenigstens bei den Kameraden zu sitzen und ihnen zu helfen, diesen

schändlichen undankbaren Boden zu graben und uns ein sicheres Dach über dem Kopf zu zimmern. Sind wir doch ohnehin Alle Narren gewesen, hierher zu kommen, statt es, wie der klügere Cappei zu machen, und verständiger Weise nach unserm lieben Hannover zurückzukehren, selbst auf die Gefahr hin, ein paar Jahre von den Herren Preußen in's Loch gesteckt zu werden. Für immer würden sie uns doch nicht darin behalten haben, und wir wären da wenigstens in der Heimath gewesen, wo selber in den Hundstagen nicht solche Hundehitze herrscht."

Es war in der That einer jener armen, treuen Soldaten, welchen die Auflösung der sogenannten hannoverschen Legion durch die Intriguen des früheren Kabinets = Ministers und die stupide Sparsamkeit des Kronprinzen nur die Wahl gelassen hatte, ohne gehörige Vorbereitung und Unterstützung in einem fremden Welttheil sich eine neue Heimath zu gründen, oder in der alten für die geübte Treue sich langer Verdächtigung und Strafe zu unterwerfen.

Wir haben in einem früheren Capitel die Abfahrt eines Theiles dieser Männer von St. Dizier dem Leser vorgeführt, ohne spätere Gelegenheit, ihr weiteres Schicksal

zu verfolgen, und finden jetzt eine Anzahl derselben wieder, wie sie der Zufall und die Kameradschaft in Marseille zusammengeführt und die Dispositionen des Gouvernements von Algerien ihnen bestimmte Punkte zur Ansiedelung angewiesen hatte. Es geschah das namentlich in den noch wenig cultivirten südlichen Distrikten der Provinz Constantine, und einer solchen Colonie gehörte der junge Soldat an, den wir hier am Rande der kleinen Wüste antreffen.

„Hollah! Was giebt es da? Das war doch unmöglich die Büchse von Weinert?“

Der Ausruf bezog sich auf den entfernten Knall eines Schusses, und als der junge Soldat näher hinsah, konnte er zwischen den fernen Felsen eine leichte Rauchwolke sich erheben sehen; gleich darauf aber knallte ein zweiter Schuß und zugleich erschien auf dem Grunde des Thales um jene Felsengruppe biegend, ein Reiter, der in gestrecktem Galopp über die Ebene jagte. Ein weiterer Blick belehrte den Hannoveraner, daß der Reiter von fünf Kabylen zu Pferde verfolgt wurde, denen er schwer entgehen konnte, da sein Pferd, so kräftig es auch war, eine doppelte Last trug.

Vor dem Reiter, der näher kommend, die Uniform

eines französischen Spahi mit dem weißen, flatternden Mantel zeigte, hing eine zweite Gestalt auf dem Sattel, ein in ihren Schleier gehülltes Weib.

Ein von einer Mehrzahl Verfolgter erregt immer Theilnahme und bei thatkräftigen Seelen auch die Lust zum Beistand. Der junge Hannoveraner stieg, die Muskete in der Hand, von seinem erhöhten Standpunkt einige Schritte nieder, dem Reiter entgegen und schwenkte ihm zum Zeichen der Nähe eines Freundes die Flinte.

„Hierher, Kamerad! haue Deinem Gaul die Sporen in die Weichen, daß er Dich noch hierher trägt, dann wollen wir dem braunen Gesindel zeigen, was eine gute Position ist! Zum Teufel, wo nur der Weinert bleibt, hier könnten wir seine gute Büchse gerade brauchen!“

Und als hätte der Anruf sein Echo gefunden, knallte von der Seite her aus dem Gestein der schwere Schlag einer Büchse und unter dem aufziehenden Rauch erschien die Gestalt eines Mannes in grünem Jagdkittel, mit einem tüchtigen Waidmannsranzen, die eben abgeschossene Büchse in der Hand. Er war etwa zweihundert Schritt von dem früheren Gardisten entfernt, zwischen dem Gestein der Bergwand zu seiner Linken.

„Hollah — was giebt's da, Seddelmaier?“ klang seine kräftige Stimme. „Ist der Teufel los?“

Der Erste lachte herzlich. „Ich denke, das mußt Du besser wissen, wie ich, weil Du den guten Schuß gethan! — Da sieh, die braunen Schufte halten sich in gehöriger Entfernung. Komm' herüber, Weinert, daß wir dem Franzosen helfen!“

Diesen hatte sicher allein der unerwartete Beistand in dem Schuß des Jägers gerettet. Die Kugel desselben hatte nämlich das Pferd des Vordersten seiner Verfolger getroffen und das Thier im scheuen Seitensprung denselben zu Boden geworfen. Um ihn und das verendende Pferd hatten sich einstweilen die anderen Reiter gesammelt. So gelang es dem Verfolgten, sein von der doppelten Last erschöpftes Roß den Abhang hinaufzutreiben, wo er unter dem Schutz der Flinte des Hannoveraners stand, zu dem sich bald von der jenseitigen Thalwand niedersteigend, sein Kamerad gesellte.

Der Spahi war, wie die meisten Mitglieder dieser französischen Reitertruppe in Algerien, ein Eingeborener des Landes, aus einem der unterworfenen und mit dem französischen Gouvernement bereits befreundeten Stamme. Er war ein noch junger Mann mit schmalem, in

scharfer Wölbung des Profils gebogenem Gesicht, feurigen, durchdringenden Augen und jener ernsten und doch graziösen Haltung, die man oft bei den Arabern von reinem Blut, die unvermischt noch von jenen ersten Eroberern des Landes unter Gebl und Zeiri abstammen, finden kann. Er hob das Mädchen, das er vor sich auf dem Sattel gehalten, vom Pferde und setzte sie zu Boden — dann beschäftigte er sich zunächst mit seinem Rosse, dem er die Nüstern und die Flanken mit einem Ende seines Mantels trocknete, und jetzt erst wandte er sich zu den beiden Hannoveranern, die ihm schweigend zugesehen, und grüßte sie auf militairische Art, indem er zugleich die Unterhaltung in schlechtem Französisch eröffnete.

„Ihr seid von den Franken-Soldaten, die hierher gekommen, das Feld zu bauen?"

„Was sagt der Bursche?" fragte Seddelmaier, „Du weißt, Kleiner, daß ich das Französische schlecht verstehe, obschon wir lange genug in Frankreich gewesen sind. Ich habe so einen verdammt harten Kopf, wie die Trina sagt."

Der Jäger antwortete nicht direkt auf die Frage, sondern dem Spahi. Er sprach das Französische, wenn

auch nicht fertig, doch gut genug, um sich leicht verständlich zu machen.

„Wir sind hannoversche Soldaten von der Colonie. Alle Soldaten der Welt sind Kameraden, wenn es gilt, einem derselben Beistand zu leisten. Du bist auf der Flucht vor Deinen Feinden?"

Der Spahi schüttelte den Kopf zum Zeichen der Bejahung. „Auch ein Tapferer braucht sich nicht zu schämen, vor der Uebermacht zurückzuweichen. Dieses Mädchen darf nicht in die Hände ihrer und meiner Feinde fallen. Ich danke Dir, daß Du mir Beistand geleistet, indem Du das Pferd Ebn Beckrs getödtet hast, aber ich wünschte, Deine Kugel hätte dem schwarzen Verräther das Herz durchbohrt, statt seiner edlen Stute. — Wollt Ihr mir helfen, meine Schwester weiter vor ihren Händen zu beschützen?"

„Das Mädchen hier ist Deine Schwester?"

„Sie ist es. Steh auf, Suleika, und danke unsern Beschützern."

Die junge Maurin erhob sich. Obgleich sie sich bemüht hatte, vor den Blicken der Ungläubigen sich wieder in ihren Schleier zu hüllen, war dieser doch von der eiligen Flucht, vielleicht auch von einem vorher=

gegangenen Kampf zu sehr in Stücke gerissen, als daß ihr dies genügend nach mahomedanischer Sitte gelungen wäre. Uebrigens beobachten die Bewohner der Wüste in Algerien diese Vorschriften weit weniger streng, als die Moslems in Egypten und der Türkei, und der Umgang der arabischen Soldaten mit ihren französischen Kameraden macht ihre Anschauungen noch laxer.

So nahm denn auch der Spahi keinen Anstoß daran, daß das wirklich hübsche und interessante Gesicht des Mädchens ziemlich unverhüllt blieb.

Die junge Maurin war in der That eine interessante Erscheinung. Sie konnte etwa fünfzehn bis sechszehn Jahre zählen, ein Alter, in dem in jener Zone die Entwickelung des Kindes zur Jungfrau bereits vollständig ist. Ihr Gesicht ähnelte dem ihres Bruders, nur daß die schrofferen, schärferen Conturen hier zur weiblich anmuthigen Form gemildert erschienen. Es war schmal, die dunklen Augen waren von schön geschwungenen schwarzen Brauen überwölbt, die über der Nasenwurzel einander beinahe berührten, die Lippen voll und roth, die Zähne klein und weiß. Die Gestalt des Mädchens, so weit man sie unter der entstellenden asiatischen Kleidung erkennen konnte, war zierlich und

schlank, noch unter Mittelgröße, und hatte in ihren Bewegungen etwas Gazellenartiges, so geschmeidig und gewandt zeigten sie sich; — Füße und Hände, eine gewöhnliche Zierde des arabischen Blutes, waren klein und nicht durch Arbeit entformt. Das schüchterne, demüthige Wesen des Mädchens, gegenüber der kühnen Haltung ihres sechs bis sieben Jahre älteren Bruders, machte einen sehr angenehmen Eindruck.

„Blixen!“ meinte der große Seddelmaier zu seinem Kameraden, „das ist 'ne verteufelt hübsche Puppe, wie man sie bei uns zu Hause in's Glasspinde stellen möchte. Ich würde denken, ich könnte sie alleweil' zerbrechen, wenn ich sie angriffe. Aber nun sage mir, Weinert, was ist's mit dem braunen Burschen und dem Mädchen? Daß sie seine Schwester ist, — soeur, was man hier sagt — das habe ich wohl verstanden.“

„Wie es sich mit ihrer Flucht verhält, weiß ich selbst noch nicht. Der Spahi aber verlangt unsern Schutz und Beistand gegen die Kabylen, die dort eben wieder näher kommen, und da er ein französischer Soldat ist, können wir ihm denselben nicht verweigern, selbst wenn es nicht schon eine Schande wäre, das Mädchen jenen schwarzen Halunken zu überlassen.“

„Versteht sich, versteht sich," meinte der ehemalige Gardist, die Muskete schulternd, „obschon uns der Feldwebel genug eingeprägt hat, daß wir jeden Streit mit den Leuten hier vermeiden müssen. Laß sie den Burschen — wie heißt er? — denn man muß doch zu jedem Menschen eine Handhabe haben . . . ."

Der Jäger stellte die Frage.

„Ich heiße Achmed — Achmed der Deradji, und bin Sergeant in der zweiten Escadron des dritten Spahiregiments. Ich stehe im Fort von Ager Suda."

„Gut, gut — das ist ja unser eigener Schutzpunkt und wir kennen mehrere von den Offizieren." Er wiederholte dem Freunde die Auskunft.

„So laß diesen Achmed seine hübsche soeur — ich hätte gar nicht geglaubt, daß die braunen Bursche so nette Familie haben könnten! — auf sein Pferd setzen, wenn es sich verschnauft hat, und ihn nebenher laufen. Ich bilde die Vorhut und Du, Weinert, mußt die Nachhut sein und uns jene Landläufer vom Halse halten, denn Deine Büchse trägt am weitesten. Was hast Du in Deiner Jagdtasche, sie ist ja so rund und dick, wie der Bauch einer friesischen Kuh?"

„Einige rothe Rebhühner für Trina — ich schoß

sie mit der alten Reiterpistole, die ich mit Schrot geladen hatte."

Der Gardist hob die Tasche mit der Hand. „Na — die Rebhühner, wenn sie auch noch so feist sind, was ohnehin hier eine Unmöglichkeit — können doch nicht so schwer wiegen und sich so hart anfühlen."

Der Jäger lachte. „Es ist Nichts für Dich, Henrich — es sind Steine, in denen ich Metalladern zu sehen glaubte."

„Dummheiten — als ob Du in unserm alten Harz nicht genug von dem Zeuge gehabt hättest — und das Eisen und Erz liegt dort zu Tage, wie die geeggten Kartoffeln, so viel ich weiß, während hier Nichts wächst. weder Getreide noch Metall. Schmeiß' das Zeug fort, damit Du Dich nicht müde machst. Es ist Zeit, daß wir aufbrechen — dort hinten, wo das stachlige Zeug, Cactusse heißen sie's ja wohl in ihrer Narrensprache, aus dem Gestein wächst, liegt das junge Schwein, das ich geschossen. So kommen wir wenigstens nicht leer nach Hause."

„Das denk' ich auch nicht," meinte der Jäger mit einem bezeichnenden Blick lächelnd. „Kathrina wird sich wundern, was Du ihr in's Haus bringst!" Den Rath

des Freundes hielt er jedoch nicht für nöthig, zu befolgen.

Der große Gardist kraute sich ziemlich verlegen in dem blonden Haarwulst und warf einen halb ängstlichen, halb komischen Blick auf seine arabischen Schützlinge und seinen Freund, der sich an seiner Verlegenheit zu ergötzen schien; dann aber faßte er gleichsam einen männlichen Entschluß, winkte dem Spahi zu, sich zu beeilen, und mit der Mahnung: „Vorwärts! und paß' auf, Weinert, daß dem Kinde hier Nichts geschieht!" schlug er den Weg nach Osten ein.

Die fünf Kabylen, welche das Geschwisterpaar verfolgt hatten, waren anfangs um den gestürzten Häuptling halten geblieben, hatten ihm aufgeholfen und umstanden das Pferd. Ebn Beckr, wie ihn der Spahi benannt, schien sich den Tod desselben mehr zu Herzen zu nehmen, als es vielleicht mit dem Ende eines seiner Begleiter der Fall gewesen wäre. Er umarmte seine Stute, und die drohenden Geberden, mit denen er hinüber nach ihren Feinden deutete, bewiesen, daß er ihnen Rache gelobte. Dagegen schienen die Wüstensöhne keineswegs zu einem Versuch Lust zu haben, diese jetzt zu befriedigen und die drei Männer anzugreifen; denn der

sichere Schuß hatte ihnen bewiesen, daß der Schütze ein viel weiter tragendes und gefährlicheres Gewehr besaß, als eines der ihren war, und sie begnügten sich daher, nachdem sie Sattel und Halfter von dem erschossenen Thier genommen und einem anderen aufgeladen, in gehöriger, sicherer Entfernung den Abziehenden zu folgen.

Der Seddelmaier schritt rüstig vorwärts, versäumte es aber nicht, sich häufig nach seinen Schützlingen umzusehen und selbst eine gewisse naive Galanterie gegen das maurische Mädchen zu zeigen, indem er den Führer ihres Pferdes wiederholt auf schlimme Stellen aufmerksam machte, ihr seine, mit Branntwein und Wasser gefüllte Feldflasche zum Trinken bot und in mühsamem Französisch bei ihrem Bruder sich erkundigte, ob sie auch nicht zu ermüdet sei, den Weg fortzusetzen, ein Benehmen, das seinem Freunde um so mehr Vergnügen zu machen schien, als dieser solche Aufmerksamkeiten an ihm gar nicht gewohnt war. Der Spahi schritt schweigend neben seinem Pferde her und gab nur die nöthigsten Antworten, — und die beiden Freunde wurden, so neugierig sie auch auf eine Erläuterung des Abenteuers sein mochten, doch von einem natürlichen Zartgefühl abgehalten, ihn auszufragen.

Der Marsch ging wohl ein Stunde weit, und die Sonne berührte eben die Linien des Auresgebirges, als sich die Umgebung gleich dem plötzlichen Wechsel einer Theaterdekoration änderte.

Nach Norden zu bog im rechten Winkel eine Thal-Oase ein, die trotz der bereits zum Sommer vorgeschrittenen Jahreszeit in frischem Grün prangte. Ein klarer Bach, von der östlichen Thalwand, dem Djebel Uste, niederfließend, bewässerte den Grund und nahm seinen Lauf gleichfalls nach Norden, wo er wahrscheinlich sich in den Jerka ergoß, der hier die Bergkette durchbricht. Die Niederung war von fruchtbarem Boden gebildet, an den Ufern des Wassers streckten schlanke Dattelpalmen ihre Federkronen in die Luft und Tamarinden und wilde Myrthengebüsche bedeckten mit Eichen, Cedern und Fichten die Bergabhänge. Ein großes Feld mit Mais und ein anderes mit Waizen, beide freilich erst vor wenig Wochen bestellt, zeugten in ihrem Wachsthum von der Fruchtbarkeit des Bodens, der sorgfältigen Bebauung durch Menschenhand. Drei oder vier Kühe weideten noch im Grunde und wurden eben von zwei Männern zu ihrer Hürde getrieben, von etwa zwanzig jener kleinen arabischen Schafe gefolgt. Nach

Norden hin, am Ende des Thals, dort wo das Gebirge sich spaltet, um dem kleinen Fluß einen Durchbruch zu lassen, erhob sich auf einem isolirten Felsen ein thurmartiges, großes Gemäuer. Doch war die Entfernung — über drei Lieues — zu bedeutend, der Abend schon zu weit vorgeschritten, um es näher zu erkennen. Dagegen ließ auf seine Beschaffenheit oder wenigstens auf seinen Ursprung ein ganz ähnliches am diesseitigen Ende des Thales schließen, zu welchem eben die beiden Hannoveraner mit ihren Schützlingen niederstiegen. Auf einem Hügel oder breiten Erdwall erhob sich ein Mauerwerk in runder, thurmartiger Form. Es war nur einen Stock hoch und anscheinend ohne Fenster, aber die Mauern mußten von kolossaler Dicke sein, wie schon die Breite und Höhe der Quadern bewies, aus denen es errichtet war. Wer einmal die Trümmer jener großartigen Bauten gesehen hat, jene Mauern und Aquadukte, welche das Volk, das vor achtzehnhundert Jahren und länger die Welt beherrschte, an so verschiedenen Punkten dieser Welt als Spuren seiner Herrschaft zurückgelassen, der würde sogleich gewußt haben, daß er eine jener alten Römerschanzen oder Castelle vor sich habe, wie sie noch mehrfach im nördlichen Afrika, namentlich

in der Provinz Constantine, vorkommen, die ja an das Gebiet von Tunis — das alte Carthago und Numantia — grenzt.

Diese Cyclopenwälle hatte vielleicht Scipio der Afrikaner oder Marius gebaut!

Die Franzosen haben wohl verstanden, diese Ruinen sich zu Nutze zu machen. An verschiedenen Stellen sind ihre Waffenstationen und ihre vorgeschobenen Forts gegen die Wüste und die noch nicht unterworfenen feindlichen Stämme auf solchen Römercastellen gegründet.

Man sah neben dieser Ruine zwei Zelte und einige Holzhütten aufgeschlagen, auch den begonnenen Bau eines großen Blockhauses.

Dies Alles zeigte sich der kleinen Gesellschaft, die von dem rauhen Gebirgszug niederstieg, fast im letzten Strahl der Julisonne, und mit dem Verschwinden der glühenden Scheibe hinter den Felsenwänden des Djebel Aureb trat, fast ohne den Uebergang der Dämmerung, die Nacht ein. Das Sternenmeer mit seinen ungezähl-ten Milliarden weißer und farbiger Blitze — das ahnungsvolle Leuchten jener unendlichen Welt in unsere kleine, von den Gräbern begrenzte — gab jedoch genug Licht, um die Wanderer ohne jede Gefährdung ihren

Weg fortsetzen zu lassen. Zugleich gab der Schein eines mächtig aufflammenden Feuers innerhalb der Römerschanze ihnen die beste Direction.

Sie waren etwa weitere fünfzehn Minuten niedergestiegen, als ihnen ein militärischer Anruf entgegenschallte.

„Halt! Wer da?“

„Gut Freund! Weinert und der Seddelmaier!“

„Ich sehe mehr Leute als zwei. Losung?“

„Narr — wenn Du's denn haben willst: Georg!“

„Feldgeschrei?“

„Langensalza!“

„Passirt! — Wen, zum Teufel, habt Ihr denn da bei Euch, Kameraden?“

„Brauchst Du nicht zu wissen, Steinberg, da Du uns nicht auf unser ehrliches hannoversches Gesicht passiren läßt,“ meinte lachend der Jäger Weinert. „Mußt Dich also schon gedulden bis zur Ablösung. Ist der Feldwebel in der Burg oder noch unten im Thal?“

„Er sitzt am Feuer mit dem polnischen Capitain und einem Franzosen vom Fort, die allerlei Neuigkeiten

gebracht haben. Aber ich weiß nicht, wie Ihr Euch wundern könnt, da Ihr doch wißt, daß der Alte mich vierundzwanzig Stunden in Arrest schicken würde, wenn ich hier vor dem Feinde auch den besten Freund ohne Losung passiren ließe.“

„Ja so — Du hast Recht. Der Alte glaubt sich hier immer auf qui vive, obschon kein Feind weit und breit, als höchstens eine hungrige Hyäne oder ein Schakal, der einen abgenagten Knochen sucht. Nicht einmal von den berüchtigten gelben Burschen mit der schwarzen Mähne haben wir bis jetzt ein Exemplar zu Gesicht oder vor den Büchsenlauf bekommen, obschon wir ihr Gebrüll auf den Bergen so manche Nacht gehört haben. Und Mamsell Kathrina?“

„Sie bereitet für die Mannschaft das Abendbrot. Geht nur hinein und sorgt, daß ich nicht um meinen Theil komme. Beim Himmel! ein ausländisches Frauenzimmer! — wo kommt Ihr zu der?“

Aber die Neugier der wackern Schildwache blieb vorläufig ungestillt, denn ihre beiden Kameraden führten die Gäste weiter und zunächst zu einer der errichteten Hütten in der unmittelbaren Nachbarschaft des Römerthurms.

„Wir haben vorläufig nur zwei Pferde, die hier untergebracht sind. Also stelle das Deine dazu, Kamerad, in der Ecke links findest Du einen Sack mit Maiskolben zum Futter.“

„Es stehen vier Rosse im Stall!“

„Die gehören den zwei Männern vom Fort hier. Steinberg sprach bereits davon. Doch es wird hoffentlich noch Platz sein für Dein wackeres Thier. Wenn Du es versorgt hast, so komm’ dort hinein. Ich denke, Du wirst uns gestatten, daß wir Deine Schwester schon jetzt dahin führen — das arme Kind bedarf der Erholung.“

Der Gardist hatte, ohne zu fragen, bereits die junge Maurin aus dem Sattel gehoben. Er machte einen linkischen Versuch, ihr den Arm zu bieten, um sie in das Innere zu führen, doch das Mädchen, unbekannt mit den europäischen Gebräuchen, achtete nicht darauf und blickte ängstlich auf seinen Bruder.

Der Spahi kehrte den Kopf nach ihrer Seite. „Suleika mag mit unsern Freunden gehen,“ sagte er arabisch und wandte sich dann sogleich wieder zu seinem Pferde, dem er die größte Sorgfalt bewies. Auf diese Weisung folgte das Mädchen den beiden ehemaligen

Soldaten, in deren Mitte sie nach dem offenen Zugang des Castells trippelte.

Wir müssen ihnen einen Augenblick voraus gehen und uns der Gesellschaft zuwenden, die hier versammelt war.

Ein helles Feuer brannte in der Mitte der ziemlich großen, doch unbedachten Rundung, deren Mauern sechs bis sieben Fuß stark waren und immer stufenartige Absätze hatten, die fast bis zur Höhe führten. An den Wänden ringsum hing eine Sammlung von Waffen, Kleidern, Ackergeräthen, Pferdegeschirren und Vorräthen aller Art, die bewies, daß eine Gesellschaft Ansiedler hier ihr Magazin und Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Zwei sehr einfache Tische auf Pfählen standen an beiden Seiten des Feuers und an einer dritten war ein sehr primitiver Herd erbaut, auf dem ein paar eiserne Töpfe und ein großer Kessel brodelten.

Um das Feuer und die Tische her lagerte auf Schemeln, Steinen und Bänken die Gesellschaft der militärischen Ansiedler. Es waren neunzehn Männer anwesend, von denen jedoch offenbar zwei nicht zu den hemaligen Soldaten, sondern zu der französischen Garnison von Algerien gehörten. Der Eine war ein hoher, hagerer Mann von mindestens fünfzig Jahren, mit dem

Abzeichen eines Capitains auf dem einfachen Uniformrock der Fremdenlegion und einem Gesicht, das von einer tiefen Narbe durchzogen, den sarmatischen Schnitt nicht verleugnete. Bart und Haar waren bereits, wohl mehr von Strapazen und Sorgen, als vom Alter, stark ergraut. Er trug das Kreuz der Ehrenlegion und rauchte aus einer kurzen, vom vielen Gebrauch dunkel geschwärzten Meerschaumpfeife, wobei er von Zeit zu Zeit einen tüchtigen Zug starken Arakpunsches aus einem neben ihm stehenden Feldbecher that.

Der Zweite trug die — unter den activen Truppen ziemlich allgemein verhaßte — Uniform eines der berüchtigten Kriegscommissare, welche nach der neueren Organisation des Marschall Mac Mahon die Verwaltung in den einzelnen größeren und kleineren Distrikten von Algerien führten und durch ihre Unterschleife und Willkürlichkeiten bekannt waren. Er mochte etwa vierzig Jahre zählen, hatte ein pockennarbiges, unangenehmes Gesicht und war seiner Aussprache des Deutschen nach ein Elsässer.

Den beiden Franzosen gegenüber saß ein Mann mit strengem, fast finsterem Gesicht und straffer, militärischer Haltung, obschon er an Jahren noch den

polnischen Capitain überbot. Er trug noch immer die hannoversche Infanterie-Uniform, zwar sehr abgetragen, aber reinlich und proper, und an der Seite die dunkle Degenkoppel, als brauche er die so lange mit Ehren getragene Waffe bloß einzustecken, um sich fix und fertig zum Dienst zu melden. Er rauchte eine lange Pfeife, wie sie im Norden in den Kreisen der Bürger und Militairs besonders früher Mode war, und das eisengraue Haar, die Ruhe und Festigkeit, mit der er seine Meinung äußerte, die ernste Miene, mit der er selbst gleichgültige Dinge sagte, gaben ihm im Kreise der Seinen eine Autorität, die eigentlich weit über seinen militärischen Rang — den des Feldwebels — hinaus ging. Nur zuweilen brach sich die strenge Miene des alten Soldaten und ein schmunzelndes Lächeln verzog unter dem dicken Schnurbart den schmallippigen Mund, der dann die Hornspitze der Pfeife fahren ließ.

Dies war jedesmal der Fall, wenn seine Blicke auf eine Person fielen, die sich ganz ungewohnt in dieser Umgebung von Männern ausnahm.

Es war ein frisches, starkes Mädchen von kräftiger, fast derber Gestalt und stattlichem Wuchs, in der unkleidsamen bäuerlichen Tracht der niedersächsischen Dorfschaften

an der Weser in der Nähe des teutoburger Waldes. Das Mädchen mochte wohl vierundzwanzig Jahre zählen und in ihrem ganzen Wesen lag etwas so Sicheres, daß man leicht den gewissen Respekt begriff, den ihr älterer Bruder, der Gardist Seddelmaier, vor ihr hatte. Dieser Respekt beschränkte sich aber keineswegs auf diesen ihren nächsten Verwandten, sondern schien sich über die ganze Gesellschaft der militärischen Auswanderer auszudehnen, die mit mehr oder weniger gutem Willen, aber doch unweigerlich sich beeilten, jedem ihrer Worte zu gehorchen.

Katharina oder Trina Seddelmaier war aber auch in der That ein Mädchen, dem es sich der Mühe lohnte, zu gehorchen, der ächte Typus der niedersächsichen Frauenrace, der durch keine Verzärtelung des Körpers und Geistes der Ausdruck naturwüchsiger Frische und Schönheit geschmälert ist. Die kräftigen, in Fülle strotzenden Arme und Hände des Mädchens zeigten, daß sie sich nicht des Zugreifens bei harter Arbeit scheute, der feste, compakte Wuchs war nicht durch das Schnürleib in seinen runden, vollen Formen verdorben, und über dem vollen, von dem schwarzen Mieder gehaltenen, von dem bunten Tuch bedeckten Busen saß auf dem

kräftigen Hals und Nacken ein entsprechender Kopf mit schlichtem, aber dichtem Blondhaar und einem Gesicht, das zwar nicht jene graden Linien zeigte, welche man für Attribute der sogenannten klassischen Schönheit ausgiebt, aber in jedem Zuge Gesundheit und Frische bot und in seiner Gesammtheit einen sehr freundlichen, ja angenehmen Eindruck machte. Die Stirn war zwar nicht hoch, aber breit, und um den hübschen, kleinen Mund mit den kräftigen, weißen Zähnen lagerte ein gutmüthiges Lächeln, während die Form des Mundes und Kinnes große Willenskraft zeigte. Die Augen des Mädchens, von etwas intensiverem Blau als die ihres Bruders, hatten auch einen weit lebendigeren selbstbewußteren Ausdruck, kurz das ganze Aeußere der Niedersächsin bekundete jenen Erfahrungssatz, daß die Frauen dieses Stammes — bis nach Friesland und Holland hin — häufig eine höhere, geistige Thätigkeit und Rührigkeit zeigen, als die Männer, deren charakteristische Eigenschaft eine zähe Ruhe und ein fast starres Festhalten am Gewohnten ist, das sich nur bei heftigen geistigen Erschütterungen zu einer Thatkraft und Energie steigert, der dann Nichts widersteht.

Man sah diesem Mädchen an, daß sie nicht die

Tochter, sondern die Herrin des Hauses in der Heimath gewesen war. In der That war dies auch der Fall. Die Geschwister — zwei Brüder und die Schwester — hatten die Eltern früh verloren und Trina seitdem eigentlich die Wirthschaft des kleinen Hofes geleitet, der am Fuße des teutoburger Waldes der uralten, bis in die Zeit Wittekinds hinaufragenden Maier-Familie von einem früheren, durch Prozesse und Advokatenkniffe, sowie in Folge von Unglücksfällen unter der Franzosen-Herrschaft und den Befreiungskriegen sehr geschmälerten Besitz geblieben war. Der zweite Bruder war viel jünger als Hendrik und Trina und daher, nach den eigenthümlichen Sitten und Gesetzen jener alten Familien, der Erbe des Hofes. Bis zu der Zeit seiner Majorennität wurde dieser von den älteren Geschwistern verwaltet.

Hendrik hatte als Unteroffizier in der Garde seines Königs den kurzen Feldzug von 1866 mitgefochten und der hochpatriotische, dem angeborenen unglücklichen Fürsten treuanhängende Sinn der Schwester war es, der ihn bewogen, ja förmlich dazu angewiesen hatte, die Heimath zu verlassen und sich der sogenannten Welfen-Legion zuerst in Holland anzuschließen.

Wir wissen nicht, ob das Mädchen später diesen Einfluß bereute, aber Thatsache war es, daß sie treu an dem entfernten Bruder hing, ihn in der Fremde unterstützte und sich für die Ursache seines Schicksals hielt. Als sich daher zu Ende des Winters 1869 die Nachricht in den hannoverschen Landen verbreitete, daß der König Georg von Wien aus die Legion auflösen wolle, und als ein Brief aus Frankreich auf dem Hofe eintraf, welcher die Mittheilung brachte, daß Hendrik sich von den Kameraden habe bestimmen lassen, mit nach Algerien zu gehen, war ihr Entschluß rasch gefaßt, ihren Bruder — obschon unter dem Landvolk von Hannover eine große Furcht gerade vor der Auswanderung der bedauernswerthen Landeskinder nach Afrika verbreitet war — dorthin zu begleiten und ihm dort bei seiner Ansiedelung eine Stütze zu sein.

So rasch und energisch dieser Entschluß gefaßt war, so rasch wurde er auch ausgeführt, und dies wurde ihr um so leichter, als zu jener Zeit ihr jüngerer Bruder bereits alt genug war, den Hof übernehmen zu können, und sich überdies mit einer braven und wohlhabenden Colonen-Tochter versprochen hatte, so daß sie sein Schicksal gesichert und sich ihm entbehrlich sah.

Mehr als einen gar annehmlichen Freier hatte das wackere Mädchen in dieser Zeit der treuen Sorge für ihre Brüder ausgeschlagen gehabt, und so hielt sie denn Nichts ab, wenn auch mit schwerem Herzen und bittern Thränen, doch das zu thun, was sie ihre Pflicht glaubte. Das Vermögen seiner Verlobten erlaubte dem jungen Hofbesitzer, den Antheil seiner beiden älteren Geschwister auszuzahlen und mit dieser — keineswegs sehr erheblichen Geldsumme — machte sichKatharina auf den Weg durch die Schweiz, um in Marseille mit ihrem Bruder zusammen zu treffen, und obschon ihr jede Kenntniß des Französischen mangelte, wußte ihr entschlossener Sinn doch allen Schwierigkeiten und Hemmnissen zu begegnen, und glücklich traf sie, zwei Tage vor der Einschiffung, mit ihren Landsleuten in Marseille zusammen.

Von diesem Augenblicke an war sie der kleinen Gesellschaft der deutschen Ansiedler ein wahrer Segen, denn ihre weibliche Sorge, ihre Umsicht und ihr praktischer Sinn verschafften ihnen großen Nutzen und manche Bequemlichkeit, die sie sonst hätten entbehren müssen. Der heitere, gottvertrauende Sinn des Mädchens hatte schon wiederholt den oft sinkenden Muth der Männer

aufgefrischt, und die allgemeine Achtung und Zuneigung, die man ihr widmete, machte daher die Gefügigkeit sehr erklärlich, mit der man sich ihrem weiblichen Regiment gewissermaßen beugte und ihren Rath und ihre Meinung als gleichberechtigt gelten ließ.

Selbst der Feldwebel hielt große Stücke auf ihren Rath, betrachtete sie wie seine Tochter, und wehe Dem, der gewagt hätte, sie nur mit einem Wort zu beleidigen.

Trina trug, auch hier an der Gränze der Wüste und trotz der Hitze, die volle Tracht ihrer Heimath, die zu ihrer kräftigen Gestalt vorzüglich paßte, und erinnerte schon dadurch fortwährend ihre Freunde an das theure Vaterland. Die Männer, die trotz aller Versprechungen und Empfehlungen bei dem Gouvernement von Algerien — an dessen Spitze bekanntlich damals Marschall Mac Mahon stand — nur geringe Unterstützung gefunden und mit einer gewissen Mißachtung behandelt worden waren, indem man ihnen ein paar verlorene Posten an den äußersten Gränzen zur Colonisation nach vielem Umherziehen anwies — hatten in den zwei Monaten, seit sie hier sich niedergelassen, bereits tüchtig geschafft. Wenn sie dann des Abends nach dem mühevollen Tagewerk wieder zusammentrafen,

bildete das Mädchen gleichsam den Mittelpunkt, denn ihr — welche mit Umsicht und Thätigkeit die noch gemeinsame Wirthschaft führte, — wurden die Ergebnisse des Tages mitgetheilt und mit ihr die ländlichen Arbeiten und Ausflüge des nächsten berathen. Sie verwaltete die Mundvorräthe der kleinen Colonie und Alles schien unter ihrer Hand ganz besonders zu gedeihen.

Der Leser wird sich vielleicht aus den damaligen Zeitungsberichten erinnern, daß die Organisation der Verwaltung des Landes sich in einem Uebergangsstadium und in schweren Kämpfen befand. Während der Marschall nur eine militärische Colonisation und demgemäße Verwaltung wollte, wurde im gesetzgebenden Körper zu Paris eine Civilverfassung verlangt und gegen die Uebergriffe und Willkürlichkeiten der Militärbehörden protestirt. Namentlich hatten sich gegen das Institut der sogenannten „arabischen Bureaus," starke Anklagen erhoben.

Der Deputirte Jules Favre brachte unter Anderem in der Sitzung des Corps legislatif vom 27. Dezember 1869 zur Sprache, daß eine tunesische Karavane bei Tebessa überfallen, geplündert und ermordet worden. Die Thäter waren Araber im Dienste Frankreichs. Die

Militairregierung habe die Sache zu vertuschen gesucht und die Schuldigen entwischen lassen. Später hätte sich einer derselben, Ben Gabech mit Namen, gestellt, um gerichtet zu werden, und erklärt, er habe auf Befehl des Kaids Ali gehandelt, dieser auf Befehl des Vorstehers des arabischen Büreaus, das heißt des Militairbefehlshabers, zu Tebessa, und dieser wieder auf Befehl des Oberkommandanten der Provinz. Statt Ben Gabech vor die ordentlichen Gerichte zu stellen, sei die Sache im Disciplinarwege mit leichten Strafen abgethan worden; — die Anklage machte großes Aufsehen und der Kriegsminister Leboeuf versprach, die Sache vor das Kriegsgericht zu verweisen. — Aber es war dabei geblieben! — Gleich bei Wiedereröffnung der Session des gesetzgebenden Körpers am 7. Mai 1870 hatte der Deputirte Lehon wieder freiheitliche Einrichtungen für Algerien verlangt, und wiederum hatte der Kriegsminister die Frage vertagt. — Zwar wurden durch kaiserlichen Erlaß die Präfecten in Algerien der Unterordnung unter die in den Provinzen befehligenden Generale entzogen — aber die schuldigen Beamten wurden höchstens auf andere Posten geschickt, und das am europäischen Horizont aufziehende Kriegsgewitter

drängte die beschlossenen Verbesserungen in der Colonie in den Hintergrund.

Ein solcher von einem früheren Posten bei einem der arabischen Büreaus entfernter Beamte war der Elsässer, der mit dem polnischen Capitain zusammen die deutsche Colonie von der militärischen Station aus besucht hatte, deren Aufsicht und Schutz die Ansiedelung unterstand, während sie zugleich als vorgeschobener Posten für dieselbe nach der Wüste gelten konnte.

„Sie meinen also, Monsieur Laurent," fragte der Feldwebel, „daß die Garnisonen von Algerien Befehl erhalten werden, nach Frankreich sich einzuschiffen?"

„Es ist so gut wie gewiß! Die Chasseur-Division Barail hatte bereits Ordre dazu, als ich Constantine verließ."

„So wird man alle Truppen aus dem Lande ziehen? Das würde doch gefährlich sein."

„Bewahre! — Sie brauchen keine Besorgniß zu hegen. Die Regimenter 16, 38, 39, 92, — die drei Bataillone des Fremden-Regiments, also unser Freund, Capitain Rigolowski mit ihnen — die infanterie legère, die 8. Husaren, zwei Chasseur- und zwei Spahi-Regimenter verbleiben hier zum Dienst."

„Aber die Turcos — die Zuaven?“

„Der Marschall nimmt sie mit sich — das sind die passendsten Burschen, um diesen Herren Prussiens von vorn herein die verdiente Züchtigung zu geben dafür, daß sie sich erdreisten, der grande nation die ihr gebührende satisfaction und les bords du Rhin zu verweigern. Sie sollen sehen, wie Ihre preußischen Bauernlümmel werden davon rennen bei dem ersten élan unserer Turcos!“

„Gott im Himmel,“ sagte der Feldwebel, „es wäre schrecklich, wenn diese schwarzen Kerle in unser gesegnetes Deutschland kämen! Nach Allem, was ich von ihnen gesehen habe, sind sie mehr wilde Thiere, als ehrliche Soldaten! Wie kann nur ein christlicher Fürst diese Mohren auf ein christliches Volk hetzen!“

Der polnische Capitain hatte bei der Prahlerei des Franzosen den Kopf geschüttelt. „Es könnte doch kommen, daß die Herren Turcos und Zuaven, so viel Achtung ich auch vor ihrer Tapferkeit habe, sich blutige Köpfe holten,“ meinte er. „Ich war selbst Soldat in der preußischen Armee, und wenn unsere pommerschen und posener Jungens erst die Scheu vor dem Fremden und Ungewohnten überwunden haben, werden sie sich wenig

daraus machen, ob sie mit ihren Kolben einen schwarzen und braunen, oder einen gewöhnlichen weißen Schädel einschlagen! — Stellen Sie sich einen Kampf mit preußischen Truppen nicht so leicht vor, Monsieur Laurent!"

„Bah — wer kann der großen französischen Armee widerstehen? — Haben die Prussiens einen Kaiser Napoleon? haben sie Generale, wie Marschall Mac Mahon, Canrobert, Bazaine — die bei Sebastopol und Solferino gesiegt, die in allen Welttheilen geschlagen haben? Haben sie eine Nation hinter sich, wie die französische, reich und stark?"

„Es sind Deutsche, Herr," rief unwillig das Mädchen, welches vom Herde her dem Gespräch zugehört hatte.

„Ah — Mademoiselle Trinette machen in Politik? — aber ich versichere Sie, ich bin überzeugt, es bedarf blos einer Schlacht — und binnen vierzehn Tagen sind unsere Truppen in Berlin!"

„Als Gefangene vielleicht?" fragte keck das Mädchen, die Arme in die Seite stemmend.

Der Elsässer lachte etwas gezwungen. „Sie werden doch Ihrem eigenen Bundesgenossen nichts Schlimmes wünschen, Mademoiselle? Seine Majestät der Kaiser

wird diesen anmaßenden Prussiens Ihr erobertes Land wieder abnehmen und Ihren vertriebenen König wieder einsetzen auf seinen Thron."

„Das gebe Gott, daß unser lieber König Georg bald wieder in sein Land zurückkehrt," sagte mit Begeisterung die Hannoveranerin. „Aber ich sage Ihnen offen, Herr Laurenz, oder wie Sie heißen, der Deutsch redet und doch kein Deutscher sein will, daß ich lieber wünschte, der König Georg bliebe, wo er ist und wo wenigstens unsere treuen Herzen bei ihm sind, als die Rothhosen brächten ihn wieder nach Hannover und mit ihm das Unglück und den Jammer in's Land, den sie schon einmal dahin gebracht, wie uns der Großvater selig genug erzählt hat! — Fort mit Deiner schmutzigen Tatze aus dem Kessel, Ising, oder ich gebe Dir Eins auf die Finger, daß Du daran denken sollst! Kannst Du nicht warten wie die Andern?" und der Drohung folgte sofort die That, ein kräftiger Schlag mit dem großen hölzernen Kochlöffel auf die Hand des Uebelthäters, der hinter dem Rücken der strengen Wirthin mit seiner Gabel in den Kessel zu langen versucht hatte.

Ising, ein langer schmaler Bursche mit schlauem Gesicht, seiner Profession nach ein ehemaliger Schneider

und der Spaßmacher der Gesellschaft, rieb sich unter dem Gelächter der Kameraden die Hand.

„Teufel, Tante Trina, Du führst ja eine Plempe wie ein Garde-Dragoner. Ich wollte man blos en Bischen seh'n, was Du uns heute Gutes auftischen wirst, wozu es, dächt' ich, die höchste Zeit ist! — Meine Hand, mit der ich die Nadel für die zerrissenen Hosen der Schlingels da führen muß, ist doch keine Buchweizen-Tenne, darauf zu dreschen!"

„Und Buchweizen sollst Du haben, um Dein Leckermaul zu stopfen, Schneider," entgegnete lachend das Mädchen. „Ich habe da noch im Winkel ein Säckchen von dem alten heimischen Mehl gefunden, um einen Brei mit Speck zu kochen; aber warten müssen wir doch, bis Hendrik und der Weinert zurückkommen!"

Es war dem Feldwebel und auch mehreren der Klügeren von den Ansiedlern wohl nicht unlieb, daß das kleine wirthschaftliche Intermezzo ein Gespräch unterbrochen, dem die rücksichtslose Offenheit ihrer Freundin eine schlimme Wendung zu geben gedroht hatte. Denn sie mußten fürchten, dadurch den Unwillen und die Mißgunst des Beamten zu erregen, von dem der, den alten Soldaten bisher sehr befreundete Commandant der

Militair=Station, eben der Capitain Nigolowski, ihnen gesagt hatte, daß das Gouvernement ihn geschickt habe, um in dem erst seit zwei Jahren besetzten Distrikt des Djebel Arkuel und des großen Salzsumpfes bis zur Wüste hin die Civilverwaltung und Gerechtigkeitspflege auszuüben, der also jedenfalls für sie eine sehr wichtige Person war.

„Sagen die Zeitungen," fragte der Feldwebel — „es sind lange keine in unsere Hände gekommen, und die Briefe, die wir von unseren Kameraden empfingen, sind einen Monat alt! — Nichts von der so plötzlichen Ursache dieses drohenden Krieges? — Als wir Frankreich verließen, neigte die Stimmung zwar schon lange zu einem solchen hin und wir hörten oft genug den Ruf: à Berlin! und „Revanche pour Sadowa!" aber so viel ich weiß, war kein direkter Kriegsfall vorhanden und das Verhältniß der Souveräne und der Minister sogar ein so gutes, daß es für unseren angestammten König keine Aussichten ließ. So wenigstens haben uns in letzterer Zeit der Bevollmächtigte des Königs, Herr Meding, und unsere Offiziere wiederholt versichert, und die Auflösung der hannoverschen Legion damit eingeleitet."

Der französische Beamte hatte den verständigen

Worten des Feldwebels nur wenig Beachtung geschenkt — das Geschick dieser wackeren Männer kümmerte ihn nur so weit, als sie seinen Zwecken und Instructionen dienen sollten.

„Diese Prussiens,“ sagte er mit einem hämischen Blick auf die junge Hannoveranerin, „die Mademoiselle zu ihren Landsleuten zählt, obschon sie bei — ich glaube es heißt ja wohl Langensalza, sie geschlagen haben — sie haben die Dreistigkeit, einen ihrer Prinzen zum König von Spanien machen zu wollen, ohne den Kaiser Napoleon um Erlaubniß zu fragen. Die große französische Nation liebt die Gerechtigkeit und ist die natürliche Beschützerin der kleinen deutschen Staaten, die schon der große Napoleon unter seine Protection genommen, und welche dieser Herr von Bismarck zu unterdrücken sich erfrecht seit dem zufälligen Siege von Sadowa. Frankreich, das damals in seiner Generosität versäumt hatte, der preußischen Anmaßung einen Halt zu gebieten, kann sich nicht länger den Klagen dieser deutschen Fürsten verschließen und wird ihre Sache verfechten. Sie sehen also, daß es die Pflicht dieser Deutschen — also auch die Ihre sein wird, Monsieur le sergent-major, die Sache Frankreichs mit Ihrem Blut zu unterstützen, und

ich bin deshalb beauftragt, Ihnen Gelegenheit dazu zu bieten."

Der Feldwebel horchte hoch auf. „Darf ich fragen, wie Sie das meinen, Herr?"

Die Antwort des Franzosen wurde unterbrochen — der Hauptmann zog die Pfeife aus dem Mund. „Holla — die Schildwache."

In der That hörte man von draußen her deren Anruf. „Ah, das ist Seddelmaier und der Oberjäger," meinte behaglich der Feldwebel, der sich freute, einer weiteren Erklärung enthoben zu sein. „Nun Mamsell Trina, hoffe ich, werden wir auch zu unserem Abendbrod kommen? — in der That, ich verspüre so guten Appetit, wie der Ising vorhin zeigte! — Aber Wen zum Henker bringt uns denn der lange Junge da?"

Die Frage galt Seddelmaier, der eben mit der jungen Maurin ziemlich verlegen unter all' den verwundert auf ihn gerichteten Blicken eintrat.

„Grüß Gott, Feldwebel! — grüß Gott, Kameraden. Bon jour, Monsieur Capitain. Da, Trina — da bringe ich was in Deine Küche!" und er hielt ihr das junge Wildschwein entgegen.

„Doch nicht etwa die Dirne da? — Wo zum

Teufel, Hendrik, kommst Du zu einem arabischen Frauenzimmer?" fragte verwundert der Feldwebel, während Katharina nur schweigend die Fremde betrachtete, die verlegen unter den Blicken der vielen Männer vor ihr stand, aber doch ein gewisses Vertrauen empfand, sich unter dem Schutz eines Wesens ihres Geschlechts zu sehen.

„Na, Feldwebel," sagte der Gardist, „der Bruder kommt gleich nach, ist nur noch draußen mit seinem Pferd beschäftigt, einem verdammt wackern Thiere, das kann ich Euch sagen."

„Wer frägt nach einem Pferde — was es mit dem Mädchen ist, wollen wir wissen?" verlangte die energische Schwester. „Wer ist sie, woher kommt sie?"

Den Gardisten begann das Kichern der Kameraden zu ärgern.

„Na, da frage sie selber!" sagte er verdrießlich. „Mir hat sie's auch nicht gesagt. Rück' zu, Ising, ich bin müde und hungrig." Zum Glück kam der Jäger Weinert herbei und ihm folgte der Spahi.

Als dieser den Offizier vom Fort erkannte, trat er sogleich in dienstlicher Haltung zu ihm.

„Ah — Du bist's, Sergeant Achmed! Wo kommst Du her, was ist geschehen?"

Der Spahi berichtete in seinem schlechten Französisch, mit arabischen Worten unterbrochen, die der Capitain sehr gut zu verstehen schien, daß er auf dem Rückwege von dem Urlaube sei, den er vor vier Wochen erhalten, um seinen heimathlichen Stamm zu besuchen, zugleich mit dem Auftrag, den Geist einiger benachbarten Stämme am Rande der Wüste zu erforschen, von denen das Gouvernement üble Nachrichten erhalten hatte. Seine Erzählung ergab Folgendes:

Sein Vater, ein alter Häuptling des Stammes der Deradji, war schon vor Jahren bei einer Razzia der Franzosen gegen die rebellischen Stämme im Süden umgekommen und der Knabe damals in die Hände der Sieger gefallen, die ihn mit sich nahmen und einem der Regierung anhängenden Tribus übergaben. Später trat der junge Maure bei den Spahis ein und zeigte sich so gewandt und kühn, daß er bald befördert wurde und viel Vertrauen genoß, so daß er häufig zu Sendungen an die verschiedenen Stämme der Kabylen, welche den südöstlichen Theil Algeriens, namentlich die Provinz Constantine bis zum Aures-Gebirge hinab bewohnen, benutzt wurde. Bei einem dieser Züge hatte er erfahren, daß seine Mutter und Schwester, bei der Vernichtung

seiner Familie noch ein Kind, damals glücklich entkommen wären und seine Mutter die Frau eines Kabylen geworden sei.

Die Familienbande, namentlich wenn sie die Frauen betreffen, sind bei den Orientalen gerade nicht sehr stark, doch beschloß der junge Krieger, bei erster Gelegenheit sich nach seiner einzig ihm gebliebenen Verwandten umzuthun, und als ein Auftrag des Commandanten ihn in das Mustewa-Gebirge geschickt hatte, suchte er den ihm bezeichneten Stamm auf. Er hatte seine Mutter zwar nicht mehr am Leben gefunden, der Kabyle, der sie unter die Zahl seiner Weiber genommen, hatte sie bei einer Gelegenheit, als sie ihm die Schärfe ihrer Nägel zu kosten gegeben, derart gemißhandelt, daß sie daran gestorben war; aber ihre Tochter war zu einer angehenden Jungfrau und, von ihr gegen die gewöhnliche grobe Arbeit der Frauen dieser Stämme beschützt, zu einer Schönheit herangeblüht, auf welche ihr Stiefvater Ebn Beckr ein sehr lüsternes Auge zu richten begann. In dieser Zeit war der Spahi in dem Duar eingetroffen, hatte von den eifersüchtigen Weibern sehr bald die Vorgänge erfahren und von dem alten Kaid, denn diese Würde im Stamm bekleidete sein Stiefvater, die

Schwester wiedergefordert. Der habsüchtige Kabyle verweigerte sie; denn selbst wenn er die Blume bei dem Abscheu, den sie gegen ihn zeigte, nicht selbst pflücken sollte, hoffte er doch sie für eine gute Summe an einen wohlhabenden Freier zu verhandeln. Es war zu heftigen Scenen gekommen und Achmed aus dem Duar vertrieben worden. Aber der Spahi war eine zähe, furchtlose Natur; es gelang ihm, mit dem Mädchen in Verbindung zu treten und während der nächsten Nacht sie zu entführen. Leider war ihre Flucht zeitig bemerkt worden und Ebn Beckr hatte sich mit vier seiner Verwandten aufgemacht, das Paar zu verfolgen. Wir haben gesehen, wie es ihm am Abend des zweiten Tages fast gelungen war, die Flüchtigen zu erreichen, und diese es nur der Dazwischenkunft der beiden Hannoveraner zu danken hatten, daß sie nicht gefangen wurden, wobei die Ueberzahl schwerlich das Leben des jungen Spahi verschont hätte.

Der polnische Capitain schüttelte zu der Geschichte ziemlich mißmuthig den Kopf, denn er fürchtete, daß sie Händel mit den Eingeborenen herbeiführen könnte, auf der andern Seite konnte und mochte er auch dem jungen Soldaten nicht Unrecht geben. „Aber wohin willst Du

nun mit dem Mädchen?“ fragte er, nachdem er galant Mamsell Katharina die Erzählung des Spahi verdeutscht hatte.

„Nun, wo soll er seine Schwester hinbringen?“ mischte der Beamte sich ein, „wo anders als in's Fort — ich dächte, wir hätten an hübschen Mädchen da keinen Ueberfluß, das heißt keine einzige. Ich gebe meine Zustimmung.“

Der Spahi sah etwas zweifelhaft darein; sein dunkles Auge fiel wie Beistand suchend auf die Hannoveranerin.

„Da die Kleine, wie ich sehe, ein ehrliches Mädchen ist und in Noth,“ sprach nach einigem Bedenken die Deutsche, „kann sie bei mir bleiben, wenn ihr Bruder will. Ich denke, wir können ihr so gut Schutz geben, wie die Herren Soldaten da im Fort.“

Der Spahi verstand zwar die deutschen Worte nicht, aber er sah aus der Miene und dem Ton den Inhalt und jetzt, wie um die Bestätigung bittend, auf seinen Vorgesetzten.

„Bravo, Mademoiselle!“ sagte der wackere Offizier. „Das würde das Beste sein. Mademoiselle,“ wandte er sich zu dem Spahi, „will Deine Schwester unter

ihrem Schutz behalten, wenn es Dir genehm. Ich sollte meinen, das wäre besser, als bei den paar Soldatenweibern im Fort. Du kennst zur Genüge Deine Kameraden!"

Achmed war hoch erfreut. Er sagte dem noch immer furchtsam zur Seite stehenden Mädchen, um was es sich handle, und beide Geschwister näherten sich demüthig der Hannoveranerin, kreuzten die Arme über der Brust und wollten vor ihr nach orientalischer Sitte das Knie beugen, aber Katharina verhinderte es rasch. „Nichts da!" sagte sie. „Man kniet nur vor dem lieben Herrgott und allenfalls vor dem König, wenn es gilt, eine Gnade zu erbitten. Na — wir verstehen uns nicht, aber werden's mit der Zeit wohl lernen! Freilich, die Hände in den Schoos soll sie hier nicht legen, sondern was Tüchtiges lernen, wie es in einem christlichen Haushalt Mode, wenn sie auch eine Heidin ist. Wie heißt denn das Kind?"

„Suleika, Mamsell Trina!"

„Ah, sieh' da — Musjöh Weinert, Sie scheinen also schon Bekanntschaft mit der Kleinen gemacht zu haben?"

„Ich habe wenigstens ihr zu Liebe einen Schuß

gethan. Aber das erinnert mich, Mamsell Trina, daß ich hier noch ein halbes Dutzend Hühner für Sie habe!" und er brachte die Jagdbeute aus dem Ranzen zum Vorschein.

„Her damit!" sagte das resolute Mädchen. „Das kommt uns gerade zurecht, da wir vornehme Gäste haben. Nun, kleine Sulei, oder wie Du heißest, da kannst Du gleich mit Hand anlegen und Dich nützlich machen. So — setz' Dich hierher und rupfe die Vögel. Genir' Dich nicht mit dem Dings da vor den Augen — ein ehrliches Mädchen braucht ihr Gesicht nicht zu verstecken, das ihr der liebe Herrgott gegeben, ob Christin oder Türkin. Ich will schon aufpassen, daß Dir keiner von den Männern hier zu nahe kommt!" Und damit setzte sie in ehrlichem Eifer die junge Maurin auf einen Schemel am Herd, band ihr die eigene Schürze um und knüpfte ihr den zerfetzten Shawl gleich einem Kopftuch um das erröthende Gesicht.

Das arme Kind wußte freilich nicht, wie ihr geschah, aber die Redeweise der wackeren Hannoveranerin, wenn auch energisch und keinen Widerspruch duldend, war wie ihr Thun dabei so herzlich und freundlich, daß die Araberin begriff, sie habe eine Freundin gefunden,

und mit stiller Resignation die Arbeit begann, die ihr Mamsell Trina in die Hände gab und zeigte.

Die kleine Scene und die Verlegenheit der Geschwister — denn auch der junge Spahi wußte sich anfangs in das Verfahren der Hannoveranerin nicht zu finden, obschon er mit einer gewissen naiven Bewunderung zu ihr aufsah — hatten etwas so Komisches, daß der Capitain und selbst der sonst so ernste Feldwebel in ein herzliches Lachen ausbrachen. Hendrik hatte mit großer Besorgniß bald auf die Schwester, bald auf die junge Araberin gesehen. „Sie wird müde und angegriffen sein, Trina," wagte er endlich zu sagen. „Du mußt nicht so barsch mit ihr thun und sie lieber zur Ruhe bringen, das arme Kind!" Aber er kam schlimm an.

„Papperlapapp! halte Deinen Mund, Hendrik, und kümmere Dich nicht um uns, langer Bursche!" befahl die Schwester. „Und was ist da zu lachen, Ihr Herren? Macht mir das Kind nicht weinerlich, die Thränen stehen ihr schon in den großen schwarzen Rehaugen!" und sie küßte das Mädchen freundlich auf die Stirn und sprach ihr zu. „An's Essen jetzt, denn mein Brei ist gar und darf nicht kalt werden!" Damit rief sie ein Paar der Männer, darunter den vorhin ge-

klopften Ising auf, ihr zu helfen, und machte sich rüstig daran, mit einer großen Schöpfkelle jedem sein Maß in die hölzerne oder blecherne Schale zu thun, die den Ansiedlern zum Speiseteller diente.

Nur die Gäste und der Feldwebel bekamen große Zinnteller und neusilberne Löffel aus dem Vorraths-kasten der jungen Wirthin. Aber das Gericht — ein Buchweizenbrei mit Speck und Fleischstücken darin — schien Allen trefflich zu munden und selbst der junge Moslem nahm nach längst gelernter Soldatenart an dem verbotenen Fleisch des unreinen Thieres keinen Anstoß. Dazu gab es nach Belieben Weizenbrod und kreiste ein großer Becher mit Reisbranntwein. Für die kleine Araberin aber hatte Mamsell Trina, wie die Redeweise ihrer Landsleute sie nun einmal nannte, schon zu Anfang aus dem brodelnden Wasser am Feuer einen duftigen Thee bereitet, den sie jetzt, mit einigen Tropfen Rum verstärkt, dem jungen Mädchen einnöthigte und der seine gute belebende Wirkung auf dasselbe nicht verfehlte.

Es konnte nicht ermangeln, daß bei dem Essen die Rede wieder auf die politischen Ereignisse in Europa kam, da die beiden Neuangekommenen davon noch Nichts

wußten. Weinert schüttelte den Kopf zu den Nachrichten, der Gardist verhielt sich schweigend.

„Nun, Messieurs," begann der Elsässer auf's Neue, „ich hoffe, Sie werden als Freiwillige in die französische Armee eintreten, um diese Ihnen verhaßten Preußen züchtigen zu helfen. Ich bin beauftragt, Ihnen den Rang, den Sie in der hannoverschen Armee bekleidet haben, auch in der unseren anzubieten."

„Verzeihen Sie, Herr — wie habe ich die Ehre, Sie zu nennen, Herr?" fragte der Oberjäger.

„Bitte, mein Braver, sagen Sie einfach Intendant."

„Also, Herr Intendant — will Seine Majestät der König von Hannover an Preußen den Krieg erklären und seine Legion wieder formiren? Ist darüber Nachricht vielleicht von unseren Offizieren gekommen?"

„Davon ist mir Nichts bekannt," meinte etwas verlegen der Elsässer. „Ich bin nur der Meinung, daß Sie nicht zögern dürfen, sich an dem Krieg gegen die Feinde Ihres Königs zu betheiligen."

„Die Sache hat zwei Seiten, Herr!" entgegnete der Jäger. „Die Preußen sind doch so gut Deutsche, wie wir!"

„Aber Sie haben doch bereits gegen sie gefochten.“

„Ja, sehen Sie, das ist meiner Meinung nach doch immer etwas Anderes, das war ein Streit so zu sagen im eigenen Hause und wir haben an den Folgen schwer genug zu tragen. Aber den Franzosen helfen, gegen Deutsche zu schlagen — das geht doch wohl nicht an!“

Der Feldwebel nickte dem Redner zu, der junge Mann sprach aus seiner Seele. Trina hatte ihm aufmerksam zugehört.

„Sie scheinen etwas engherzige Ansichten zu haben,“ meinte der Intendant. „Da Sie französisches Brod essen und französischen Schutz genießen, müssen Frankreichs Feinde auch die Ihren sein. Ich hoffe, Ihr Freund hier,“ und er wies auf den Gardisten, „wird anders denken!“

Mamsell Trina schwang den Kochlöffel, den sie in der Hand hielt, sehr energisch. „Er sollte sich unterstehen, oder irgend Einer von Allen!“

Der Oberjäger winkte dem Feldwebel, der etwas entgegnen wollte, mit der Hand. „Was Sie von französischem Schutz sagen, Herr,“ sprach er sehr bestimmt, „das ist richtig, soweit es den Schutz der Gesetze betrifft. Französisches Brod aber essen wir nich

und haben es auch in Frankreich nicht gegessen. Dort ernährte uns unser König und Kriegsherr als seine Soldaten, und hier ernähren uns unsere gesunden Arme. Die französische Regierung hat uns die Erlaubniß gegeben, uns als Colonisten in dieser ihrer noch uncultivirten Provinz anzusiedeln, da uns das Vaterland leider verschlossen ist, und sie hat denselben Vortheil wie wir von unserer Colonisation. Die entehrende Bedingung, je gegen unser deutsches Vaterland mit Fremden, seinen alten und steten Gegnern, zu fechten, ist uns nie gemacht worden, sonst hätten wir uns wohl gehütet, in dieses Land zu kommen. Sollte sie uns aber noch nachträglich gemacht werden, so würde Jeder von uns, das bin ich fest überzeugt, lieber alle Früchte seiner Arbeit hier im Stich lassen und ein anderes Heim suchen, wie als französischer Soldat gegen Deutschland zu fechten!“

„Bravo, Weinert, das war gut gesprochen!“ klang es vom Herde her aus dem Munde des deutschen Mädchens.

„Verstehen wir uns recht, Herr Intendant!“ fuhr der junge Mann fort. „Gewiß niemals werden wir uns weigern, unsere Pflicht gegen diese unsere neue und

selbstgewählte Heimath zu üben und sie mit den Waffen in der Hand gegen alle Feinde zu vertheidigen. Sollte es jemals nöthig werden, so wird Ihnen dieser Mann" — er wies auf den Feldwebel — „sagen können, daß kein geborener Franzose williger sein Blut verspritzen wird, als wir es thun werden, und dieses Vertrauen wird uns der Herr Capitain hier schenken, der uns länger kennt, als wir die Ehre haben, von Ihnen gekannt zu sein!"

„Gewiß, junger Kamerad," meinte der Pole, „ich zweifle keinen Augenblick daran, daß Ihr Alle tüchtig Euren Mann stehen würdet, wenn es dem Gesindel hier einfallen sollte, seine alten Tücken zu üben. Gott sei Dank, es giebt noch genug Krieg in der Welt, daß man nicht gerade auf Die zu schießen braucht, die mit uns dieselbe Sprache reden."

Die letzten Worte, obwohl der alte Soldat es schwerlich beabsichtigt hatte, machten einen peinlichen Eindruck sowohl auf die Hannoveraner, als auf den Elsässer. Die Ersteren schwiegen ernst, der Intendant aber hätte wohl irgend eine bittere Antwort gegeben, wenn nicht von Außen her eine Unterbrechung gekommen wäre.

Wiederum war es der Anruf der Schildwache,

welcher dieselbe herbeiführte. Die Laute aber, welche man als Antwort darauf hörte, waren sicher keine gewohnten und befreundeten.

„Hm!" sagte aufmerksam der Feldwebel, „was ist da für ein Geschnatter? Gehe einmal Einer hinaus und sehe zu, mit wem der Steinberg spricht! Ohnehin ist es Zeit, daß er abgelöst wird, damit der Bursche sein Abendbrod kriegt."

Der Ansiedler, der an der Reihe war, den Wachdienst zu versehen, nahm sein Gewehr und ging hinaus. Nur die Hannoveranerin hatte es bemerkt, daß der Spahi aufgestanden und zu dem jungen Mädchen, seiner Schwester, getreten war, gleich als wolle er sie gegen eine Gefahr vertheidigen.

Jetzt trat aber die abgelöste Schildwache eilig herein und schien etwas aufgeregt und besorgt, so daß sie nicht erst die Frage des Feldwebels abwartete.

„Es sind Araber draußen, weiß Gott!" rief der Mann schon vom Eingang her. „Fünf weiße Kerle mit schwarzen Gesichtern wie die Teufel. Am Ende steckt noch ein ganzer Schwarm von der Gesellschaft im Finstern, obschon sie mir Nichts gethan haben. Der Henker kann ihr Geschnatter verstehen!"

Alle waren aufgesprungen und hatten sich nach ihren Waffen umgesehen, — man wartete nur auf den Befehl des Führers oder ein feindliches Zeichen von Außen.

Der Spahi hatte die Hand wie lauschend erhoben — dann wandte er sich zu dem Capitain.

„Es ist keine Gefahr,“ sagte er. „Es ist nur Ebn Beckr mit seinen Verwandten. Sie suchen mich.“

„Dich? Wer ist das, Ebn Beckr?“

„Der Scheikh der Beni Lamoza, derselbe, der meine Schwester verkaufen wollte und meine Mutter erschlagen hat. Hüte Dich vor ihm, Aga, er ist falsch wie die Nacht!“

„Wenn es die Kabylen sind, die Dich jagten, so denke ich, wir lassen sie ruhig hierher kommen und sagen, was sie wollen. Ich meine, es wird ihnen gut thun, wenn sie erst wissen, daß Du und die Kleine da unter dem Schutze von Freunden stehst, die sie mit einer tüchtigen Salve von Flintenkugeln begrüßen würden, wenn sie sich mausig machen wollen. — Trefft Eure Anstalten, Feldwebel, und laßt die Kerle herein. Sie sprechen ja wohl fertig Arabisch, Monsieur Laurent, denn mit mir, obschon ich jetzt zehn Jahre hier unter dem Gesindel lebe, will's nicht recht geläufig gehen.“

„Ich verstehe ihre Sprache," antwortete der Beamte.

Der Feldwebel hatte Dreien der Ansiedler gewinkt und war mit ihnen hinausgegangen. Nach einer kurzen Verhandlung, bei welcher wohl keine Partei die andere verstanden, kehrte er zurück, begleitet von vier Eingeborenen, in ihre weißen Gewänder gehüllt, bedeckt von dem schwarzen Burnus, dessen Kapuze mit einer Schnur von Kameelhaar um ihre Stirn festgebunden war. Der fünfte war, wie er dem Capitain meldete, draußen bei den Pferden zurückgeblieben, die auf den pantomimisch ausgedrückten Wunsch der Fremden bis in den Feuerschein geführt worden waren, der durch die Pforte des Thurms in's Freie fiel, und die, wie er bemerkt hatte, von Schweiß trieften und stark zitterten.

Die vier Männer, von denen der Eine den Sattel des erschossenen Pferdes auf dem Kopf trug, zeigten alle characteristischen Kennzeichen der Berbern und ihrer Abstammung von den Urbewohnern des Landes der Libyer und Gätuler, bevor diese durch die Einwanderung und Eroberung der Punier, Vandalen und namentlich der Araber gemischt und unterjocht wurden. Die Kbaili haben zwar ihre Hauptsitze im Westen Algeriens an der

Grenze von Marokko und in diesem Lande selbst, hauptsächlich die häufig unzugänglichen Klüftungen des Atlas bewohnend, doch bewohnt auch eine starke Bevölkerung derselben — man zählt an 80,000 waffenfähige Männer — den nördlichen Theil der Provinz Constantine von Dellys bis Philippeville, namentlich den Dschurdschura, Groß- und Klein-Kabylien genannt, doch auch weiter im Süden im Aures-Gebirge und den Ebenen ist ein Zweig derselben ansässig, die Schauïa oder Schowia.

Die Kabylen sind der Theil der Bevölkerung, welche von jeher der französischen Herrschaft den stärksten Widerstand geleistet und die fortwährenden Aufstände gemacht haben, denn sie sind ein wildes, von ungebändigtem Freiheitssinn beseeltes Volk, das selbst in seinen bürgerlichen Einrichtungen unter den selbst gewählten Scheikhs und Kaids von Unterordnung und Gehorsam nicht viel weiß. Doch gehören sie zu den fleißigsten und gewandtesten Bewohnern des Landes, treiben Ackerbau und Viehzucht und selbst verschiedene Gewerbe und Handel. Der berühmte Abd-el-Kader hat in ihnen seine Hauptstütze in den langjährigen Kämpfen gegen das französische Gouvernement gehabt.

Die vier Kabylen zeigten ganz das wilde trotzige Aussehen dieser Volksstämme, die hagere mittelgroße Statur von starkem Knochenbau, das schwarze Haar bei geringem Bartwuchs, das lebhafte stechende Auge und die rohwilden Gesichtszüge. Es waren Männer von dreißig bis fünfzig Jahren, trugen ihre langen Flinten über dem Rücken, den Yatagan im Gürtel ihres Untergewandes und warfen unruhige, mißtrauische, aber Alles genau beobachtende Blicke umher, die namentlich finster sich auf den Spahi und seine Schwester hefteten, welche sich ängstlich hinter der Hannoveranerin zu verbergen suchte.

Ungeachtet ihres trotzigen finsteren Wesens war an den Kabylen doch eine gewisse Befangenheit und Besorgniß zu bemerken, welche die Europäer fälschlich dem Eindruck ihrer eigenen Anzahl und Haltung zuschrieben.

Der Aelteste machte das Zeichen der Begrüßung. „Allah sei mit Euch! Die Beni Lamoza kommen, um Freunde zu begrüßen. Sie freuen sich, den tapferen Scheikh der Franken hier zu finden, denn er wird den Söhnen der Wüste Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

Der Capitain, an den er diese Worte gerichtet, nickte mit dem Kopfe. „Gerechtigkeit soll Euch nicht

fehlen, wenn Ihr nichts Unbilliges verlangt, um so mehr, da gerade der neue Kaid oder Intendant des Bezirks mit hier ist." Er wies mit der Pfeifenspitze nach dem Beamten. „Setzt Euch und seid willkommen. — Ihr müßt schon erlauben, Kameraden, daß ich hier ein wenig den Wirth spiele, aber diese Leute müssen auf ihre Art behandelt werden."

„Sie sind Herr hier, Capitain!"

Die vier Kabylen hatten sich zur Erde gekauert, der Träger des Sattels legte diesen hinter sich. Sie betrachteten den Beamten, der sie mit hochmüthiger Miene musterte.

„Die Beni Lamoza haben gehört," fuhr der Kabyle fort, „daß der große Aga in Constantine neue Kaids in die Thäler und Ebenen gesendet hat. Versteht der Kaid die Sprache unseres Volkes?"

„Ich verstehe sie," sagte der Intendant. „Wer bist Du und was wollt Ihr hier bei Nacht?"

„Dein Diener ist Ebn Beckr, der Scheikh der Lamoza; wir hüten unsere Heerden jenseits des Djebel Alkiel und bezahlen das Kopfgeld. Wir kommen, um uns über den Diebstahl einer Sclavin zu beklagen, den ein Mann ausgeführt, welcher seinem Volke untreu ge-

worden und unter die Krieger der Franken getreten ist. Die Vorschriften des Gesetzbuchs schützen die Zenanah der Gläubigen. Dennoch sehen meine Augen das Mädchen im Lager der Fremden, die unsere Weidegründe eingenommen, und den Mann, der sie geraubt, an ihrem Feuer."

„Hollah, hollah!" rief der Capitain, „das sind eine ganze Menge Anklagen auf einmal!"

Der Intendant hatte sich in Positur gesetzt und winkte beschwichtigend dem Offizier. „Bitte, Monsieur, lassen Sie mich diesem schwarzbraunen Schurken antworten." Dann wandte er sich zu dem Kabylen.

„Du behauptest zunächst, daß dieses Thal Deinem Stamme gehört?"

„Der Kaid sagt es. Unsere Väter haben darin ihre Kühe und Hammel geweidet und ihren Durra gebaut."

„Und warum habt Ihr es verlassen und Euch jenseits der Berge angesiedelt?"

Der Berber sah ihn finster an. „Die blutige Hand der Franken lag auf uns, sie haben uns vertrieben und uns das Unsere genommen."

„Weil Ihr eine Horde rebellischer Schurken waret,

die der Regierung nicht gehorchen wollten und fortwährend Empörung anzettelten! Bei der letzten seid Ihr selbst von hier in die Gebirge geflüchtet, und die Regierung hat für gut befunden, diese Gegend mit Einwanderern aus Frankreich zu besetzen. Also Nichts mehr von dem Unsinn Deiner Ansprüche."

„Du hast die Macht!" murrte der Kabyle, „und die Macht ist das Recht. Aber es ist die Pflicht der Kaids, uns wenigstens in dem Eigenthum zu schützen, das uns geblieben ist, und jener Mann hat mir meine Sclavin geraubt."

„Zunächst," entgegnete der Intendant, „giebt es in einem französischen Lande längst keine Sclaven mehr und Du kannst deswegen auch keine Sclavin besessen haben. Ueberdies behauptet der Spahi Achmed, daß das junge Mädchen dort seine Schwester sei."

Der Kabyle schwieg.

„Du bist der zweite Gatte seiner Mutter gewesen?"

„Dieser Teufel von Mirjam war mein Weib. Der Prophet hat mich gestraft, daß ich so verblendet war, sie in mein Zelt zu nehmen. Sie hat mich Galle trinken lassen von Sonnenaufgang bis zum Untergang."

„Das ist eine Sache, die Du mit der Verstorbenen, oder höchstens mit ihrem Sohn abmachen magst. Genug, das Mädchen da ist nicht Deine Tochter?“

„Aber ich habe sie ernährt und gekleidet. Sie hat von der Milch meiner Heerde getrunken und von meinem Weizen gegessen. Es ist Nichts an ihr, was nicht von meinem Gelde kommt, und ich bin ein armer Mann, der Nichts verschenken kann. Das Gesetz des Landes giebt den Männern das Recht über die Kinder ihrer Weiber. Das Mädchen gehört in mein Zelt und muß mir folgen!“

„Du wirst, wie mir scheint, den Rückweg in Deinen Duar doch allein nehmen müssen, Scheikh,“ erklärte der Intendant. „Du giebst zu, daß das Mädchen die Schwester des Spahi Achmed, also eines französischen Soldaten ist, und als solche steht sie unter den französischen Gesetzen, nicht unter den Bestimmungen Deines hirnverrückten Korans. Eigentlich sollte ich Dich in eine strenge Strafe nehmen, daß Du eine freie französische Bürgerin als Sclavin zu behandeln gewagt hast!“

Die Kabylen riefen: „Allah! Allah!“ und machten sehr verdutzte Gesichter über die Entscheidung. Ueberzeugt jedoch, daß ihnen aller Protest dagegen nicht viel

helfen würde, sagte der Scheikh: „Du bist der Herr! Möge der abtrünnige Sohn der Deradji das Mädchen nehmen, das ohnehin geschändet ist durch die Entblößung ihres Antlitzes und die kein Gläubiger mehr für seine Zenanah begehren würde. — Aber dieser Mann," und er wies auf den Jäger, „ist ein Fremder. Er hat El Medscha, meine beste Stute, getödtet und Deine Gerechtigkeit wird mir den Schadenersatz dafür nicht verweigern. Hier ist ihr Sattel."

Da jetzt die Anklage einen der Deutschen und zwar gerade Denjenigen betraf, welcher vorhin seinen Antrag zur Anwerbung für die französische Armee durch seine energischen Worte vereitelt hatte, — würde Monsieur Laurent jetzt vielleicht anders geurtheilt haben, aber der Capitain kam dem jungen Mann zu Hülfe.

„Schwarzer Schurke," zürnte er, „wie kannst Du Dich erdreisten, hier noch von Schadenersatz zu sprechen, nachdem Du gewagt hast, zwei Mal auf einen meiner Soldaten zu schießen? Ich verlange, Monsieur Intendant, daß diese Landstreicher in Strafe genommen werden für diesen Friedensbruch!"

„Das ist richtig," sagte der Beamte. „Ihr habt gegen das Gesetz verstoßen, indem Ihr Selbsthülfe übtet

und auf einen Soldaten Seiner Majestät des Kaisers schosset. Ich verurtheile daher Jeden von Euch in eine Strafe von vierzig Franken, die ich aus besonderer Rücksicht, wenn sie zur Stelle erlegt werden, auf zwanzig herabsetzen will.“

Die Kabylen schrieen einstimmig: „Allah Wallah!“ und erhoben die Hände. Das unerwartete Urtheil, das, wie sie aus Erfahrung wußten, streng ausgeführt werden würde, faßte sie bei ihrer empfindlichsten Seite, denn der Geiz ist eine ihrer hervorstechendsten Schwächen. Es begann ein Gekreisch und Gezeter unter ihnen, daß den Hörern die Ohren gellten, bis endlich der Capitain mit der Faust auf den Tisch schlug und Ruhe gebot.

Merkwürdiger Weise schien sich übrigens aller Groll der Verurtheilten nicht auf den Mann, welcher ihnen die Geldbuße zudiktirt hatte, sondern allein auf den Offizier zu wenden, der sich aber herzlich wenig darum kümmerte. Ebn Beckr, der alte Sünder, der sich so um das Mädchen und sein Pferd gebracht sah, versuchte mit aller Mühe wenigstens die Strafe herabzuhandeln, und erst als ihm der Kaid sehr energisch erklärte, wenn sie sich nicht zur Bezahlung der Strafe bereit fänden, werde er ihre Pferde confisciren oder ihnen militärische

Execution in den Duar senden, holte der Alte stöhnend und jammernd aus dem Futter des Sattels einen ledernen Beutel und zählte die Goldstücke für sich und seine Begleiter auf.

Trotz eines sehr erklärlichen Widerwillens gegen ihr Wesen und ihre Physiognomien hatte Mamsell Trina doch ein gewisses Mitleid mit den so schmählich in ihren Ansprüchen Abgefallenen gezeigt und jedem einen Becher Kaffee mit Arac bereitet und gereicht. Die Kabylen, nachdem sie den Schmerz über das Geld, das der neue Kaid behaglich eingestrichen, überwunden hatten, schlürften den Trank, zogen ihre Pfeifen heraus und hatten sich bald in eine Wolke von Dampf eingehüllt, wenigstens machten sie keinerlei Anstalten, sich wieder zu entfernen.

Die Unterhaltung ging bei den heterogenen, ja feindlichen Elementen und den verschiedenen Sprachen freilich ziemlich schleppend, wurde aber doch von den Deutschen aufrecht erhalten, die mit Hilfe des Spahis von den Eingeborenen als der sichersten Quelle Allerlei über die beste Bebauung des Bodens zu erfragen suchten.

„Was zum Teufel fällt den braunen Schuften ein,“ sagte der Hauptmann zu dem Feldwebel, „daß sie keine

Miene machen aufzubrechen. Es ist Zeit, daß wir nach dem Fort zurückkehren und ich möchte nicht gern sie bei Euch hier zurücklassen, obschon keine Gefahr dabei ist. Dennoch seh' ich auf der anderen Seite nicht ein, wie sie wegzuweisen wären, denn die Aufkündigung des Gastrechts gilt bei diesen Völkern als tödtliche, nie verziehene Beleidigung. Wir wollen wenigstens wissen, woran wir sind."

Er wandte sich an den Scheikh. „Beabsichtigen die Beni Lamoza," fragte er, „noch in dieser Nacht nach ihren Weidestätten zurückzukehren? Der Mond ist aufgegangen."

Der Kabyle sah ihn mit einiger Verwunderung an. „Ist der Aga der Franken ein Jäger?" fragte er.

„Warum das?"

„Weil er nicht zu wissen scheint, daß der Herr Johann mit seinen Kindern in dieser Nacht in den Bergen auf Beute geht! Die Männer des Stammes der Lamoza sind tapfere Krieger, aber was nützt ihr Muth gegen den Herrn des Gebirges?"

„Was soll das heißen? Du meinst doch nicht, daß Ihr von den Löwen zu fürchten hättet?"

„Ebn Beckr hat es gesagt. Wir haben den Löwen

mit seinen Kindern von den Bergen niedersteigen sehen, um Fraß in der Ebene zu suchen, als wir die Spur Deiner Freunde hierher verfolgten. Wir haben Schutz bei Dir gesucht. Willst Du ihn uns weigern?"

Und gleichsam als eine furchtbare Bestätigung der Worte des Kabylen erklang draußen ein Mark und Nerven erschütternder, von den deutschen Ansiedlern bisher höchstens nur in der Ferne gehörter Ton, das einem grollenden Donner gleichende Gebrüll des grimmigen, schwarzmähnigen Löwen der Berberei, und zwar mit einer Kraft, die bewies, daß sich der gefährliche Feind ganz in der Nähe des Thurmes der Ansiedler befinden mußte.

Diesem mächtigen, gewaltigen Ton antwortete wie ein Echo das geheulartige Brüllen der jüngeren Thiere.

„Die Löwen! Die Löwen!"

Aufgesprungen von den Sitzen standen Alle einen Augenblick regungslos. Dann weckte sie der Schreckensruf der Hannoveranerin: „Um Gottes willen — draußen — der Brüning!"

„An die Gewehre!"

Das Commando des Feldwebels schien leider zu spät zu kommen. Ein Flintenschuß knallte draußen,

dann das furchtbare Brüllen noch näher — der entsetzliche Schrei einer menschlichen Stimme in höchster Todesnoth. Zugleich hörte man vor dem Thurm die Pferde der Kabylen sich losreißen und davon galoppiren.

„Brände, Kameraden! Das Feuer!“ Der polnische Capitain rief es, sich eines der auf dem Herde brennenden Aeste bemächtigend.

Alles stürzte wild durcheinander nach den Waffen an den Wänden und eilte hinaus — mitten durch brachen sich der Oberjäger mit erhobener Büchse und der Seddelmaier Bahn — in wenigen Augenblicken war der Thurm leer bis auf die beiden Frauen und den alten Scheikh der Araber, der seinen Begleitern einige Worte zurief, ehe sie den Europäern folgten.

Man hörte die Büchse Weinerts knallen, dann folgte eine ganze Salve in einiger Entfernung.

Der Scheikh warf einen raschen, tückischen Blick umher, dann trat er auf das zitternde, arabische Mädchen zu und faßte nach ihrer Hand. „Komm! schnell! — oder Du stirbst!“

Seine Rechte griff zugleich nach dem Yatagan.

Aber er hatte, wenn er die Hilflose einschüchtern wollte, die Rechnung ohne den Wirth, ohne ihre muthige

Beschützerin gemacht. Katharina verstand zwar nicht die Worte des Kabylen, aber sie hörte aus dem zischenden Ton die Drohung und sah die Geberde des Scheikh, von dessen Unterhandlungen mit dem Intendanten und dem Offizier ihr genug verdolmetscht worden war, und entschlossen sprang sie zwischen die Beiden und entriß das zitternde, zu Boden sinkende Mädchen der Faust ihres Bedrängers, indem sie — jeder anderen Waffe baar — einen in dem Feuer des Herdes steckenden Eisenhaken herauszog und das glühende Eisen gegen ihn schwang.

„Hand weg, Du schwarzer Schuft, oder ich will Dich zeichnen, daß Du Dein Lebenlang an mich denken sollst! Wage nicht, das Kind anzurühren!"

Einen Augenblick zögerte der Kabyle, ob er von seiner Waffe Gebrauch machen solle, aber die ungewohnte Erscheinung des Mädchens und ihre große kräftige Gestalt schienen ihm zu imponiren. Wahrscheinlich auch bedachte er, daß jede Gewaltthat schwer von den Ansiedlern gerächt werden würde, — er stieß den Yatagan mit einem wilden, haßsprühenden Blick auf die tapfere Sächsin in die Scheide zurück — drohte grimmig den Frauen mit der Faust — und verließ, den Sattel aufraffend, eilig den Thurm.

Noch krachten draußen einzelne Schüsse, aber von der Nähe des furchtbaren Raubthieres war Nichts mehr zu hören. Dagegen wurden rufende, Schlimmes verkündende Stimmen laut, und als die Jungfrau zum Eingang des Thurmes eilte, kamen ihr bereits mit dem Offizier und dem Feldwebel mehrere der Ansiedler entgegen, die in ihren Armen den durch Tatzenhiebe und einen Biß in die Schulter gräßlich zerfleischten und mit Blut überdeckten Körper des unglücklichen Wachtpostens zurückbrachten.

Von den Kabylen war keine Spur mehr zu sehen.

Zweites Capitel.

Auf dem großen Platz des Vaticans hielten lange Reihen von Equipagen, theils in der Rococo=Adjustirung des päpstlichen Hofes, theils Galawagen der beim päpstlichen Stuhl accreditirten Gesandten, theils gewöhnliche Miethsfuhrwerke, deren Kutscher, vielleicht zu Ehren des Concils und der hochwürdigsten Fahrgäste, mit irgend einem alten tressenbesetzten Roquelaure, dreieckigem Hut und gepuderter Perücke aufgeputzt waren. Eine Menge Gaffer, darunter viele Fremde trotz der fieberschwangeren Jahreszeit, umdrängte neugierig die Wagenburg, von den wachehaltenden Carabinieri's zurückgewiesen, wo dies zu ungestüm wurde, oder bewunderten die beiden kräftigen Schweizer von der Leibgarde des heiligen Vaters, die

in ihrer Tracht aus dem sechszehnten Jahrhundert in den Farben von Luzern mit den langen Hellebarden an dem Aufgang des östlichen Portals Posten standen.

Seit neun Monaten, seit dem 8. December des vergangenen Jahres 1869, hatte das „ewige" Rom, das so oft die Geschichte der Welt gemacht, so oft der Sammelpunkt des Zuzugs aus allen Ländern gewesen, so viele gewaltige und schreckliche Siege über Völker und Geister gefeiert, so viele der stolzesten Nacken gebeugt, der mächtigsten Throne erschüttert hatte, — wiederum die höchsten Interessen der Christenheit in ihren geistlichen Vertretern versammelt und in den Concilssitzungen der Peterskirche neue Bannblitze geschmiedet, die schlimmeren Krieg entzünden sollten, als die politischen Wetterwolken, die bereits um Rhein und Mosel zusammenzogen.

Am 8. December war im Sanct Peter unter großen Feierlichkeiten jenes Concil eröffnet worden, das in der Geschichte den Namen des „vaticanischen" führen wird und welches der päpstliche Stuhl als Trumpf für die Occupirung seines weltlichen Gebiets gegen die Staaten, vor Allem gegen Deutschland ausspielte.

So lange der päpstliche Stuhl zugleich ein politischer

Staat gewesen, hatte er sich wohl gehütet, in einen solchen Kampf einzutreten. Nachdem einerseits die grenzenlos schlechte und willkürliche Herrschaft im Kirchenstaat, andererseits der immer mächtiger werdende Drang im ganzen italienischen Volke nach einer politischen Wiedergeburt und Nationalität, geschürt und unterstützt einerseits durch die revolutionäre Propaganda, andererseits durch die schlaue Politik Cavours, die Curie aus der Reihe der politischen Staaten gestrichen und auf das Gebiet der Stadt Rom unter dem Schutz der französischen Bajonnette beschränkt hatte, — ein Besitz, der mit jedem Tage zweifelhafter wurde! — lag der Gedanke sehr nahe, den Kampf auf anderem Gebiete zu beginnen, um jenes Ziel wieder zu erreichen, das dem Papstthum seit Jahrhunderten vorgeschwebt: die Weltherrschaft.

Man hatte Nichts mehr zu verlieren — denn der politische Besitz von Rom war, wie gesagt, nur eine Frage der Zeit — aber Alles zu gewinnen.

Mit einer in ihrer Berechnung und Ausführlichkeit wunderbaren, aber nur den Kräften des Jesuitenordens möglichen Klugheit waren alle Maßregeln vorbereitet und mit einer Energie ausgeführt worden, welche jeden Widerstand unschädlich machen mußte. Jener Versuch,

welcher von dem päpstlichen Stuhle nach der Occupation von Umbrien und den Marken und dem Sturz des Bourbonenthums in Neapel zur Aufrichtung einer unbeschränkten Macht der Kirche bei den angeblich zur Canonisation japanesischer Märtyrer am 18. Mai 1862 nach Rom berufenen Bischöfen gemacht und an dem Widerstand einer großen Zahl gescheitert war, weil dieselben gegen ein politisches Glaubensbekenntniß große Bedenken hatten, das gegen die Hauptgrundlagen der modernen Staaten verstieß, — hatte den Papst und die herrschende Jesuitenpartei geschult. Der zwei Jahre darauf erfolgte Schlag, die am 8. December 1864 erlassene Encyclica mit den berüchtigten achtzig Sätzen des Syllabus, welche aller modernen Cultur und Gesellschaft den Unterwerfungskrieg erklärten, war bereits ein souveräner Act der Kirche von höchster Bedeutung und Gefahr. Da aber eben das Zuviel, das Absurde jener, allem humanen Geist des Christenthums zu Gunsten der Kirche in's Gesicht schlagenden Sätze von den Regierungen und dem katholischen Volk mit einer gewissen Geringschätzung behandelt wurde, sah die Curie ein, daß einerseits sie die neu proclamirte Oberherrschaft durch ein Concil sanctioniren, andererseits dieses Concil dominiren mußte.

Wir beabsichtigen hier keine Geschichte des Concils und jener so wohl vorbereiteten Maßregeln der Jesuitenpartei zu schreiben, welche zwar nicht die Opposition, aber doch jeden Erfolg derselben verhinderten. Die ganze Zusammensetzung des Concils und die gleich zu Anfang octroyirte, später noch verschärfte Geschäftsordnung, — der Zwang, welcher allen Mitgliedern verbot, Rom ohne die specielle Erlaubniß des Papstes zu verlassen, eigene Anträge einzubringen, besondere Versammlungen zu halten, Mittheilungen zu machen oder Etwas drucken zu lassen — lähmten den redlichsten Willen. Vergeblich waren der Protest der Minderheit gegen das am 6. März decretirte Dogma der Unfehlbarkeit, und die Bedenken gewesen, welche mehrere sich endlich ermannende politische Mächte erhoben hatten; — der Generaldebatte wurde am 3. Juni durch einen Gewaltstreich der fanatisirten Majorität ein Ende gemacht und durch die Abstimmung am 13. Juli das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit angenommen.

— — — — — — — — — — —

Abgesondert von dem übrigen Publikum gingen Arm in Arm, wobei sich der Eine leicht auf den Anderen

stützte, zwei jüngere Männer in dem Schatten des mittleren Gebäudes auf und nieder.

Beide trugen einfache, aber elegante bürgerliche Sommerkleidung und trockneten sich zuweilen den Schweiß von der Stirn unter dem Strohhut; denn die Hitze — es war der 17. Juli — war in dieser vorgeschrittenen Vormittagsstunde bereits sehr groß und angreifend. Der Eine, Größere, ein Mann von etwa sechsundzwanzig bis siebenundzwanzig Jahren, sah leidend und angegriffen aus, als habe er eben eine schwere Krankheit überstanden. Sein längliches Gesicht, von langen hellbraunen Locken umgeben, wie man dies häufig bei Künstlern sieht, hatte einen ernsten, fast antiken Schnitt, und Schnur- und Kinnbart paßten zu der fast in gerader Linie gestreckten kräftigen Nase und dem etwas großen, aber gut geschnittenen Mund. Das blaue Auge blickte mit einer gewissen Melancholie und nur, wenn irgend eine Wendung des Gesprächs seinen Geist besonders berührte, brach eine, dann aber auch um so mächtiger wirkende Energie in dem Strahl desselben hervor. Die Hände, in leichten hellen Sommerhandschuhen, schienen lang, schmal und fein.

Sein Begleiter, auf dessen Arm sich der Leidende stützte, war eine kleinere, ziemlich untersetzte Figur von zähem Bau, aber von vielem Fleisch. Er mochte mehrere Jahre älter sein, als sein Begleiter, und das blonde Haar begann sich über der Stirn bereits etwas zu lichten, so daß er anscheinend Anlage zu einer frühen Glatze hatte. Ein röthlicher Backenbart umrahmte das ziemlich runde Gesicht, dessen graue kluge Augen hinter den dunklen Gläsern einer feinen goldenen Brille funkelten.

„Ich sagte es Ihnen gleich, lieber Bölling," meinte der Kleinere, „daß Sie zu Hause bleiben sollten, statt sich hier mit mir in der Sonnengluth der Piazza des Vaticans umherzutreiben, da Sie um so mehr Schonung bedürfen, wenn Sie wirklich morgen reisen wollen. Bedenken Sie, welches Unglück es wäre, wenn ein Rückfall einträte, was doch immer noch nach dem Urtheil des Dr. Erhardt, unseres Gesandtschaftsarztes, möglich ist. Es ist überhaupt Thorheit, daß Sie als Courier gehen wollen — wir hätten uns sonst schon noch helfen können."

„Sie wissen, daß ich die Einberufung zu meinem Regiment erwarten kann. Ich weiß, daß kein Rückfall eintreten wird, denn ich will gesund sein."

„Ich wiederhole Ihnen, es ist Thorheit. Keine Einberufungsordre der Welt kann für einen kranken Mann Geltung haben und ein solcher, wenigstens zur Hälfte, sind Sie doch noch immer trotz der vortrefflichen Pflege der kleinen Julia —"

„Meiner Braut," sagte der Andere mit einer gewissen Strenge. „Sie hat mir ihr Wort gegeben und wir haben die Einwilligung ihrer braven Mutter."

„Aber, so viel ich weiß, noch nicht die ihres hochwürdigen Tio, des Pater Vincenzio von der sehr ehrwürdigen und sehr gefährlichen 1) Gesellschaft Jesu, der, wie mir scheint, eine große Gewalt über Mutter und Tochter übt."

„Als Oheim ist er der natürliche Vormund des Mädchens und — was kann er dawider haben, lieber Rath? Ich bin als Rheinländer Katholik und besitze so viel, um Mutter und Tochter, selbst wenn ich meine Kunst nicht hätte, ein genügendes Auskommen bieten zu können. Meine Mutter und meine Schwester werden meine Braut mit Herzlichkeit aufnehmen."

Das Gespräch zwischen den beiden Männern wurde in deutscher Sprache geführt und der weiche Dialekt bekundete allerdings die rheinische Heimath des Künstlers.

natürlich! Blödsinn!

„Aber Sie sind ein Deutscher, mein Lieber, und wir Deutsche stehen nach der Opposition der deutschen Bischöfe auf dem Concil gerade nicht sehr in Gunst bei der römischen Clerisei. Ueberdies, lieber Freund, glaube ich nicht, daß Sie mit Ihren Ansichten sehr hinter dem Berge gehalten haben. Sie wissen, auch Graf Styrum, der sich mit seiner liebenswürdigen Gemahlin, der schönen Meyerinck, so sehr für Sie interessirt, ist dieser Meinung, und selbst Graf Hohenthal, obschon selbst katholisch, hat mich beauftragt, Sie zu warnen, ehe er vorgestern abreiste.“

„Welcher aufrichtige Christ, welcher deutsche Mann,“ rief der Maler erregt, „kann sich mit Sätzen befreunden und sie für ein Dogma seines Glaubens halten, wie diese einundzwanzig Verfluchungen des Schema de fide?“

„Und doch — wenn es Ihnen wirklich ernst ist, die Signorina Julia zu heirathen — und, ehrlich gesagt, verdenke ich es Ihnen nicht, denn sie ist schön und brav, so viel ich sie kenne, wenn auch eine Römerin — möchte ich Ihnen rathen, vorsichtig zu sein. Wenn die Signorina erst Ihre Frau ist, dann ist das etwas Anderes.“

Der Maler brach das Thema ab. „Haben Sie

heute neue Nachrichten aus Deutschland? Kommt Graf Arnim nicht bald zurück?"

„Sie wissen, daß man hier vorsichtig mit den telegraphischen Nachrichten sein muß. Die römischen Zeitungen sind unter strenger Censur. Aber heute Morgen ist ein Briefpacket vom Grafen Brassier aus Florenz eingetroffen, das die neuesten Nachrichten bringt. Nun denn — es ist wahr, was Sie befürchtet haben. Die Mobilisirung der gesammten Streitkräfte des norddeutschen Bundes ist vorgestern in Berlin beschlossen worden."

„So ist der König in Berlin?"

„Wie weit wissen Sie die Ereignisse?"

„Sie gaben mir die Zeitung, welche die Nachrichten aus Ems bis zum Zwölften brachte und die mir bewies, daß man in Frankreich um jeden Preis den Krieg will. Auf diese Ueberzeugung hin erklärte ich Ihnen, daß ich nach Deutschland abreisen würde. Die Abreise des Grafen Hohenthal zeigt Ihnen ja, was die Ehre jedes waffenfähigen Preußen gebietet."

„Er hat die Nachricht über die Abstimmung überbracht. Doch hören Sie kurz, wie die Verhältnisse liegen, dann kann ich Ihnen auch andeuten, warum wir

morgen schon wieder einen Courier senden müssen. Frankreich hat die Candidats-Entsagung des Prinzen von Hohenzollern nicht für genügend erklärt und Graf Benedetti dem König in Ems so unverschämte Forderungen gestellt, daß der König sich geweigert hat, den Botschafter weiter zu empfangen. Das Corps legislatif in Paris hat bereits vorgestern fünfzig Millionen mit allen gegen zehn Stimmen für den Krieg bewilligt, der König ist an demselben Tage nach Berlin zurückgekehrt, wo Graf Bismarck ihn erwartete. Die Mobilmachung ist decretirt und man erwartet jeden Augenblick dort die Kriegserklärung. Die Stimmung von ganz Deutschland ist voll Enthusiasmus und Vertrauen, die süddeutschen Staaten stehen zu Norddeutschland, selbst Graf Andrassy hat sich entschieden gegen eine Allianz mit Frankreich erklärt."

Die Brust des Malers hob sich hochathmend. „Und Sie könnten wollen, daß ein deutscher Mann, der noch das Gewehr halten kann, sich da seiner Fahne entzöge?"

„Gewiß nicht, Freund, nur muß er eben sich im Stande dazu befinden und so viel Ueberlegung besitzen,

seine Kraft für den Tag des Kampfes zu stärken, um so mehr —"

„Was wollten Sie sagen?"

„Ich wollte sagen, weil dieser Kampf ein doppelter sein wird gegen die wohlgeplante Herrschaft des Romanismus, das heißt der lateinischen Race."

„Sie deuten auf das Concil?"

„Gewiß! Ich bedauere es sehr, daß ein so weitsichtiger Staatsmann wie Graf Bismarck die hohe Gefahr dieses Concils nicht genug gewürdigt und die Opposition der deutschen Bischöfe unterstützt hat, wie Graf Arnim verlangte, — es müßte denn sein, daß er den Bruch für die spätere Zeit, wenn wir hoffentlich mit diesem französischen Angriff fertig sind, wollte. Auch Fürst Hohenlohe sah die Gefahr voraus und Graf Daru. Denn ein Bruch und schwerer Kampf auf dem Felde der künftigen Gesetzgebung muß folgen. Der heutige Schritt wird keinen Erfolg haben."

„Welcher Schritt?"

„Die Abordnung des Cardinals Rauscher und des Bischofs Ketteler von Mainz an den heiligen Vater seitens der Bischöfe der Opposition, die eben jetzt Audienz haben und um deren Erfolg möglichst schnell zu erfahren

ich mich hier in der Sonnenhitze umhertreibe und Sie thörichter Weise mit dazu veranlaßt habe."

„Sie wissen, daß ich, um in Ihrer Gesellschaft zu sein, Sie begleitete, lieber Rath! Aber sehen Sie die prächtige malerische Figur da — wie aus einer Staffage Salvator Rosa's!"

„Der Mann gehört auch sicher in die Gebirge," meinte der Gesandtschaftsrath. „Wenn ich nicht irre, ist es die Tracht der Gebirgsbewohner aus den Abruzzen und der Mann, mit dem er so lebhaft gestikulirt, ist aus den Volsker Bergen."

Beide sahen aufmerksam nach den zwei Männern, die unfern von ihnen in lebhaftem Gespräch standen.

Die Erscheinung der Gebirgsbewohner, der Männer und Frauen aus den Apenninen, in ihrer malerischen Tracht gegenüber der immer weiter um sich greifenden, alle Originalität verdrängenden französischen Kleidung ist zwar keineswegs eine Seltenheit in Rom, da das Landvolk nicht allein zu den kirchlichen Festtagen, sondern auch in materiellen Interessen häufig zur „Stadt" kommt, wie Rom von den Bewohnern der Provinzen genannt wird, — die beiden Männer aber fesselten schon durch ihre Persönlichkeiten die Aufmerksamkeit.

Beide waren wie die beiden Deutschen von verschiedenem Wuchs, aber bedeutend älter. Der Kleinere, der die Tracht der südlicheren Bergbewohner, die braune umgehangene Jacke mit dem schwarzen spitzen Hut trug, konnte an die Sechszig sein, denn der starke Bart, der sein Gesicht umrahmte, war bereits ergraut. In seinem Gesicht lag etwas Finsteres, Wildes, und die dunklen Augen blitzten fortwährend unruhig umher. Er hatte eine breite Brust, auf die an einer Schnur vom Halse eines jener Marienbilder niederhing, die auf dreieckigem Grund von Zinn oder Silber, selbst von Lapis lazuli die Landbewohner in Calabrien häufig als Amulet tragen. Die Arme waren lang, die Hüften schmal, Beine und Waden sehr entwickelt und den Bergsteiger kennzeichnend. Da es verboten ist, in Rom Waffen zu tragen, zeigte der breite Ledergurt, der seine Hüften umschlang, Nichts davon — aber es gehörte eben nicht viel Phantasie dazu, diesen Gürtel mit Dolch und Pistolen versehen zu denken, als das natürliche Zubehör dieser Gestalt, und schwerlich hätte ein Sbirre, der seine Kleidung visitirt, ganz vergeblich danach gesucht, wenigstens deutete darauf das öftere unruhige Spiel der Hand in

der einen Tasche seiner Beinkleider von dunkel = oliven=farbenem Manchester.

Sein über einen Kopf größerer Begleiter konnte in der That ein schöner Mann genannt werden. Er mochte im Anfang der Vierziger stehen und zeigte trotz der ländlichen Kleidung eine gewisse militärische Haltung, die vermuthen ließ, er wäre früher Soldat gewesen. Ein starker schwarzer Bart umrahmte das braune, markirte Gesicht, das ein Paar große, manchmal mit einem gewissen Humor blickende dunkle Augen belebten. Der ganze Ausdruck der Physiognomie trug das Gepräge von Thatkraft und Entschlossenheit. Diesem Character ent=sprach auch die ganze kräftige und muskulöse Gestalt. Er trug, wie schon erwähnt, den malerischen Anzug der Gegend der oberen Abruzzen, die rothe Weste und die kurzen Kniehosen.

„Ein Paar hübsche Modelle von Briganten!“ meinte der Rath, als die Beiden vorübergingen. „König Franz hat zwar Rom schon im April geräumt, aber diese Cumpane da gleichen auf's Haar den Wegelagerern, die man früher so oft hier herumstrolchen sah, von der päpstlichen Polizei und den Franzosen nicht blos ge=duldet, sondern gewissermaßen gehätschelt, worauf ge=

wöhnlich die Turiner Zeitungen bald nachher wieder irgend eine kleine Brigantaggia aus der Nähe von Neapel oder Calabrien zu registriren hatten. — Aber kommen Sie, Freund, lassen Sie uns näher treten, ich glaube, da kommen unsere Männer."

Eine Bewegung am Portal machte sich bemerklich. Begleitet von zwei Ceremonienmeistern erschienen zwei hohe Prälaten, von denen der eine das rothe Cardinalsgewand, der andere den violetten Bischofsornat trug, unter dem Eingang, gefolgt von mehreren anderen Geistlichen.

„Ah, Seine Eminenz der Cardinal von Rauscher und der Bischof von Ketteler! Treten wir geschwind etwas näher!"

Es war den beiden Freunden gelungen, sich näher heranzudrängen, als eben der Cardinal zu der vorfahrenden Equipage trat.

Der Erzbischof von Wien, Geheime Rath Cardinal von Rauscher, hat ein feines hofmännisches Aeußere, das sonst wenig bedeutend hervortritt. Weltmännische Gewandtheit und Klugheit liegt in dem etwas hageren Gesicht mit den ruhigen messenden Augen. Eine höfliche Bewegung der Hand lud den einen Schritt hinter ihm gehenden Bischof ein, voran in die Staatscarosse zu steigen.

„Ich denke, wir fahren besser zusammen. — Ist es gefällig?“

Der Bischof machte eine ablehnende Geberde. „Nach Eurer Eminenz!“

Der Bischof von Mainz, Wilhelm Freiherr von Ketteler, stammt aus einer alten westphälischen Familie. Wie einst der verstorbene Fürstbischof von Breslau, Diepenbrock, hat er eine ziemlich stürmische Jugend verlebt und ist vom Husaren-Lieutenant Theologe geworden. Er hat ein ächt westphälisches Gesicht, fest, zäh, entschlossen, aber in den großen Augen liegt außerdem Energie und Thätigkeit und die hohe Stirn zeugt von Muth und Geist. Ein Säbelhieb bei einem Duell kürzte ihm die äußere Nasenspitze, ohne doch das kräftige Gesicht zu entstellen. Von allen deutschen Prälaten des Concils wußte er sicher am Besten, was er in seiner Opposition vertrat.

Der Cardinal stieg ein, gefolgt von dem Bischof. Ein paar Worte wiesen die Geistlichen des Gefolges in den nächsten Wagen.

„Nach dem Quirinal!“

Die Schweizer präsentirten zu Ehren des Cardinals und die Carosse fuhr ab. Ein zweiter Wagen folgte.

Der Rath stieß den Freund an. „Kommen Sie, ich sehe dort Jemand, den ich sprechen will.“

Er trat eilig zu der Wagenreihe, zwischen welcher ein junger Geistlicher in dem einfachen Ornat eines Caplans zu suchen schien.

„Nun?“

„Nichts — wie nicht anders zu erwarten war,“ sagte der Geistliche. „Der Bischof hat einen Fußfall gethan und gebeten, die Proclamation des Dogma wenigstens zu verschieben, aber Seine Heiligkeit erklärten, es sei zu spät.“

„Und was wird man thun?“

„Das soll eben bei Hefele im Quirinal berathen werden. Ich glaube, wir reisen morgen schon.“

„Aber ich werde Sie heute noch sehen?“

„Gewiß — am Abend, am gewöhnlichen Ort. Gehen Sie jetzt, mein Freund, oder wir erregen Aufmerksamkeit.“

Der junge Priester bestieg einen Miethwagen. Er hatte absichtlich gezögert, einen solchen zu finden, und bei dem Gedränge der Fuhrwerke auf dem Platze konnte dies auch nicht auffallen, obschon es an Spähern sicher nicht fehlte; denn namentlich die deutschen Geistlichen

standen während des ganzen Concils unter scharfer Observanz. Der Caplan, der etwa vierundzwanzig Jahre zählen mochte und ein intelligentes, aber sehr abgezehrtes kränkliches Gesicht mit großen klugen Augen hatte, grüßte mit den letzteren zu den Freunden und fuhr davon. Der Rath nahm wieder den Arm des Malers.

„So, nun können wir gehen — was nun noch kommt, interessirt uns nicht. Sie sind also entschlossen, morgen abzureisen?“

„Unwiderruflich!“

„Gut denn! Ich werde für das Nöthige auf der Gesandtschaft sorgen. Wollen Sie mich zum Frühstück begleiten?“

„Ich esse nach bürgerlicher Manier bei meiner Braut.“

„Der ich Sie nicht entziehen will — auch für den Abend nicht, so gern ich noch eine Stunde mit Ihnen geplaudert hätte.“

„Ich werde Sie im Gesandtschaftshotel aufsuchen.“

„Sie wissen, daß Sie im Palast Caffarelli immer willkommen sind. Da aber heute wahrscheinlich meine Zeit sehr beschränkt sein wird, bitte ich Sie, wenn Ihnen

dies genehm, erst um halb Neun bei mir zu sein. Wir können dann zusammen zur Bettola gehen, um unsern Freund zu treffen."

Sie waren während des Gesprächs nach der Piazza Rusticucci geschlendert, auf die sich die große Rotunde des Petriplatzes öffnet.

„Auf Wiedersehen also heute Abend," sagte der Maler — „denn es drängt mich, ehe ich Rom verlasse, mich noch ein Mal in die gewaltigen Räume dieses Domes zu vertiefen. Wie klein erscheint selbst unser Kölner Dom gegen den mächtigen Gedanken dieser Kuppel."

Er drückte dem Freunde die Hand und stieg die Stufen empor zu den schattenden Arkaden.

Der Beamte rief den nächsten Fiaker an. „Monte Capitolino — Palazzo Caffarelli!" — — — —

— — — — — — — — — — —

Die Gemächer, welche der Papst während der Sommermonate — wenn er sie nicht in den Bergen verlebt — im Vatican bewohnt, öffnen sich auf Arkaden nach dem berühmten, beiläufig ziemlich tristen und einförmigen Giardino Vaticano.

In der nach den Gärten offenen Colonnade saß zu derselben Zeit, in welcher die beiden Freunde sich

trennten, auf einem Lehnstuhl von vergoldetem Holz ein Priester in weißem, bequemem Haustalare. Ein kleines Käppchen von rothem Sammet deckte das bereits fast kahle Haupt und die Füße in gleichen, mit zwei goldenen Kreuzen auf dem Blatt gestickten Pantoffeln ruhten auf einer kleinen beweglichen Fußbank.

Er war offenbar von hohem Alter — in der That 78 Jahre, — und Alter und Sorgen hatten tiefe Spuren auf diese einst so kräftige und lebensvolle Gestalt gezeichnet. Die sitzende Stellung ließ zwar nicht das Schwerfällige, Gebrochene der Bewegungen erkennen, aber die schweren, tiefen Falten, die auf der breiten, großen Stirn des Prälaten lagerten, zeugten von harten Kämpfen und Erfahrungen. Das große Gesicht hatte, wenn auch nicht gerade den Ausdruck von Milde und Güte, doch eine lethargische Selbstgenügsamkeit und nur das feste, etwas hervortretende Kinn zeigte eine gewisse eigensinnige Kraft. Die Augen des Prälaten blieben von Zeit zu Zeit minutenlang wie in tiefer Abspannung geschlossen und öffneten sich dann wieder mit einem nachdenkenden Blick auf seine Umgebung.

Der hier auf dem Stuhle in den Gartenarkaden des Vaticans saß, war sein gegenwärtiger Herr, der

unbeschränkte Gebieter — wenigstens nach den eben gefaßten Beschlüssen des Concils — nicht nur der ganzen katholischen Christenheit, sondern des ganzen Erdballs, der Papst Pius IX., Johann Maria Mastai Ferretti.

Der Inhaber des heiligen Stuhls ist am 13. Mai 1792 zu Sinigaglia geboren, befand sich also zur Zeit unserer Darstellung bereits im 79. Jahre und im 24. seines Pontificats. Er hatte das Schicksal so mancher seiner Vorgänger auf dem päpstlichen Stuhle getheilt, die Erfahrung großer Irrthümer, schwerer Kämpfe und selbst der Flucht und Verbannung.

Die Geschichte hat verzeichnet, daß unter den italienischen Souverainen gerade er es war, der nach seinem Regierungsantritt am 21. Juni 1846 versuchte, sich an die Spitze der liberalen und nationalen Bewegung zu stellen, politische Amnestie für die unter seinem Vorgänger, Papst Gregor XVI., Eingekerkerten und Verbannten erließ, das Bündniß des Clerus mit der Demokratie ganz offen zuließ, ja protegirte, die Gründung eines italienischen Zollvereins und die Reform der geistlichen Verwaltung anbahnte und bei dem Fürsten Metternich gegen die Besetzung Ferraras protestirte, auf

die Rechte der italienischen Nation sich berufend. Er beabsichtigte offenbar, dem Programm Massimo d'Azeglio's sich anzuschließen: „Wenn die Fürsten Italiens nicht wollen, daß ihre Unterthanen exaltirte Liberale werden, müssen sie selbst gemäßigte Liberale werden!" — aber die Versuche, die dazu gemacht wurden, entschlüpften unter den traurigen Antecedentien des Kirchenstaates, der schroffen egoistischen Priesterherrschaft und dem tief genährten Groll des geknechteten Volkes seiner wohlwollenden Hand. Die erst für ihn so begeisterte Stimmung schlug um, als er dem drängenden Treiben der Agitatoren über die Bewilligung einer bloß berathenden bürgerlichen Consulta in der Regierung nicht folgen mochte. Bei der Erhebung der Lombardei gegen die österreichische Herrschaft wurde er gezwungen, den österreichischen Schutz aufzugeben und selbst die päpstliche Armee gegen Radetzki, freilich mit sehr kläglichem Erfolg, in's Feld zu stellen. Das am 14. März verkündete Verfassungsstatut genügte nicht mehr, und auch der Versuch, einen bürgerlichen Minister in der Person des Grafen Rossi an die Spitze der Verwaltung zu stellen, wurde von den Exaltirten mit der Ermordung desselben (am 15. November 1848) beantwortet. Nach Berufung

eines demokratischen Ministeriums entfloh der Papst am 24. November, als Abbate verkleidet, mit Hilfe des bayrischen Gesandten, Grafen Spaur, aus Rom nach Gaëta, von wo er alle seit dem 16. November vorgenommenen Regierungsacte für ungültig erklärte, und erst am 12. April 1850 wieder in das seit dem Juli 1849 von den Franzosen eroberte Rom wieder zurückkehrte.

Es folgte jetzt eine vollständige Aenderung des Systems; die wieder ganz in die Hände des Clerus gekommene Regierung verfolgte oft mit wirklicher Grausamkeit jede liberale Regung und so wurde es den nationalen Plänen des sardinischen Premiers leicht, Schritt um Schritt vorzudringen und schließlich durch das offene Einrücken der sardinischen Truppen und das Treffen von Castelfidardo das weltliche Gebiet des päpstlichen Stuhls auf den Umkreis von Rom selbst zu beschränken. Die päpstliche Regierung begriff, daß auch dieser Besitz nur eine Frage der Zeit war, deren Resultat man freilich so weit als möglich hinauszuschieben suchte.

In diese Krisis des päpstlichen Ansehens fiel offenbar der kluge und schlaue Rath der Jesuiten, die auf weltlichem Gebiet verlorene Macht auf dem bloß kirch-

lichen wieder zu gewinnen und in höherem Grade auszudehnen, und zugleich damit an den weltlichen Souverainen den geringen Schutz und guten Willen zu rächen, welche der päpstliche Stuhl für die Erhaltung und Wiedergewinnung seines territorialen Besitzes gefunden hatte.

So wenig Chancen auch Anfangs ein solcher Versuch in einer Zeit des Unglaubens und der Negation, der Kritik und der Herrschaft der materiellen Interessen zu haben schien, so klug und voraussichtig war er von seinen Urhebern doch auf die Kenntniß vom Geist der Massen und der politischen und socialen Verhältnisse gegründet. — — —

Neben Sr. Heiligkeit dem Papste saß auf einem niederern Stuhl, der nur wenige Jahre jüngere General-Vicar, der Cardinal-Bischof Patrizi, ein Prälat von hohen Geistesgaben und einem klugen, geistvollen Aussehen. Obschon derselbe häufig eine besondere Meinung in dem Conclave vertrat, hielt doch Pius sehr viel auf seinen Rath und seine Meinung. Ihm gegenüber an einer der Säulen der Arkade lehnte in dem kleinen Ornat der Cardinal-Diacone, einige Schriften in der Hand, der berühmte Staatssecretair und

Präsident des Ministerraths, der Cardinal Giacomo Antonelli, ein Mann im Anfang der Sechziger — er ist 1806 geboren — und von ruhiger, fester Haltung.

Das Gesicht dieses berühmten Rathgebers von Pius, den der Volksmund den „rothen Papst“ nennt, zeigt in der breiten knochigen Stirn, dem massiven Mund und den breiten Nasenflügeln eine starke Willenskraft. Ein scharfer, fast bitterer Zug läuft von der Nase über die Wangen zu den Mundwinkeln, das große, sehr ruhige Auge blickt mit einem gewissen Mißtrauen und stiller Berechnung. Der Cardinal ist dem heiligen Vater auch in der Entwickelung seines geistigen Ganges gewissermaßen sympathisch. Der Sohn eines einfachen Holzhauers in Sonnino bei Terracina gehört er doch einer alten Familie der Romagna an, die allerlei Phasen in deren reicher Geschichte durchmachte und Gelehrte und Straßenräuber unter ihre Mitglieder zählte. Er machte seine theologischen Studien im großen Seminare von Rom und war einer der Günstlinge Gregors XVI., als welcher er eine rasche Carrière machte und schon 1844 an Tosti's Stelle Oberschatzmeister der beiden apostolischen Kammern, also Finanz-

Minister wurde. Pius IX. verlieh ihm kurz nach seiner Thronbesteigung den Cardinalshut.

Geschmeidig schloß sich damals der Cardinal den liberalen Hinneigungen des Papstes an und gewann dadurch einen sehr großen persönlichen Einfluß auf ihn, auch auf die liberale Partei durch die Mobilmachung der päpstlichen Armee gegen Oesterreich. Die wachsende Bewegung brachte ihn aber bald von jener Politik zurück, da ihm die materielle Macht als das Wichtigste galt; er rieth dem Papst zur Flucht, begleitete ihn nach Gaëta und stand später an der Spitze aller reactionären Maßregeln. Durch diese wurde allmälig wieder die Alleinherrschaft der Geistlichkeit im Kirchenstaat eingeführt, welche so sehr zu dessen Verderben beigetragen hat. Am 12. Juli 1855 entging er nur durch einen günstigen Zufall mit einer leichten Wunde einem gegen ihn aus politischer Rache gemachten Mordversuch und trat seitdem, den Mahnungen Englands und Frankreichs entgegen, noch schroffer wider alle liberalen Bewegungen auf. Mehr den österreichischen Einflüssen geneigt, zeigte er stets ein gewisses Mißtrauen gegen Frankreich und auch der Plan der Jesuiten, der

von der Wiederherstellung des Kirchenstaats abstrahirte, fand bei ihm wenig Unterstützung.

Zwei andere Geistliche, beide durch die einfache schwarze Soutane als Mitglieder der Gesellschaft Jesu kenntlich, standen zur anderen Seite. In einiger Entfernung, so daß sie von dem Gesprochenen Nichts verstehen konnten, harrten zwei Capläne jedes Rufes zum Dienst.

„Die Audienz," sagte der Papst nach längerem Schweigen zu dem General-Vicar, „hat mich in der That angegriffen und ich bedurfte der Luft. Was werden die Väter thun, die so unglücklich sind, unsere Meinung nicht zu theilen und nicht einzusehen, daß wir allein zum Heile der Kirche handeln?"

„Ich zweifle nicht, daß Eure Heiligkeit alsbald von ihrer Unterwerfung hören werden."

„Eure Heiligkeit wissen schon seit der Erklärung des Bischof Ketteler gegen diesen Apostaten Döllinger, den man mit Unrecht scheut, daß eine große Differenz in der Anschauung auch unter den widerspenstigen Bischöfen herrscht. Man hat über die Wahrheit und Richtigkeit des Dogma's wohl nie gestritten und nur über die Utilität der jetzigen Proclamation. Wir dürfen zu Ehren der Einigkeit der Kirche wohl annehmen, daß

selbst die Mitglieder des hohen Cardinal-Collegiums, welche nicht zugestimmt haben, dies nur aus diesem Glauben gethan haben, der natürlich vor der erleuchteten Einsicht Eurer Heiligkeit schwinden muß."

Der Cardinal-Staatssecretair blickte mit einer gewissen vornehmen Ruhe zu dieser gegen ihn gerichteten Anspielung des Generals des Ordens Jesu.

Dieser, ein Mann von hagerer Gestalt, das gleiche fahle Gesicht mit dem festgeschlossenen Mund und gleichsam erkältend wirkenden blaßblauen Augen ohne jede Aufregung, man konnte fast sagen ohne Ausdruck, von spärlichen weißen Löckchen an den Schläfen umrahmt, fuhr in seiner Rede fort. „Die Zahl der Gottlosen und Widerspenstigen vermehrt sich mit jedem Tage. Selbst auf den Thronen dieser Welt sitzen nur wenige getreue Freunde der heiligen Kirche und noch weniger wollen sie ihr die Macht zugestehen, die ihr Gott durch die Apostel gegeben hat, zu lösen und zu binden. Dieser neue drohende Krieg jenseits der Alpen wäre eine Unmöglichkeit gewesen, wenn die der heiligen Kirche übertragene Gewalt als Schiedsrichter auch in weltlichen Dingen früher klargelegt worden wäre."

Der Papst bewegte wie in leisem Zweifel das Haupt. „Ich fürchte, der Ungehorsam und Unglauben, welcher in die Welt gekommen, wird uns dieses hohe und zum Besten der Kirche gereichende Ziel schwer erreichen lassen. Unsere erleuchteten Vorgänger auf dem Stuhle Petri haben dies schwer, — ja unmöglich gefunden, selbst in einer Zeit, wo noch nicht das Gift der Reformation die Einigkeit der christlichen Kirche zerstört hatte."

„Canossa!" sprach langsam und fest eine tiefe Stimme.

Pius wandte unwillkürlich sein Haupt nach der Seite, von welcher das Wort gefallen. Es war der zweite Jesuit, der es gesprochen und der zwei Schritte hinter dem Ordensgeneral stand, eine große, kräftige Gestalt, mit einem fanatischen Ausdruck in den zum Himmel erhobenen Augen.

„Du erinnerst uns mit Unrecht an unsern großen Vorgänger, Papst Gregor VII.! Die Zeit ist eine andere geworden, wie der geringe Erfolg des Briefes zeigt, den Wir am 23. des vorigen Monats an unseren geliebten Sohn, den Kaiser Napoleon, und jenen König von Preußen gerichtet haben, der sonst ein gerechter und

guter Mann sein soll, nur leider in dem traurigen Stande der Ketzerei, um beiden Souverainen meine Vermittelung anzubieten. Du magst demnach für das unbedachte Wort sieben Tage hintereinander nach der ersten Messe das Capitel über den schweigenden Gehorsam lesen und den Glauben beten."

Pater Schrader, der Verfasser der Artikel des Syllabus, kreuzte die Hände über der Brust und verbeugte sich demüthig. Ein leichtes, kaum bemerkbares Lächeln flog über das apathische Gesicht des Ordensgenerals Beckx.

„Da wir bei diesen weltlichen Dingen sind," fuhr der Papst fort, „so erinnere ich mich, daß Eure Eminenz mir noch die neuesten Nachrichten über diese drohende Störung des Friedens vortragen wollten."

Der Staatssecretair verbeugte sich. „Ein Telegramm Ihrer Majestät der Kaiserin Eugenie benachrichtigt Eure Heiligkeit, daß die Kriegserklärung heute von Paris nach Berlin abgehe und bittet Eure Heiligkeit um Ihren Segen und Ihr Gebet für die Kaiserin, ihren Gatten und ihren Sohn, die Beide sich an die Spitze der französischen Armee stellen wollen. — Die Kaiserin wird zur Regentin ernannt werden."

„Die Kaiserin Eugenie ist eine getreue Tochter der heiligen Kirche. Hat Ihre Majestät sonst Nichts hinzugefügt?"

Der Cardinal blickte den Papst forschend an, als wolle er seine Gedanken ergründen.

„Ich meine," sagte der Papst zögernd, „ob das Versprechen des Schutzes der französischen Waffen für uns gegen die fluchwürdige Revolution vielleicht noch besonders von Ihrer Majestät erneuert worden ist?"

„Das Telegramm enthält darüber Nichts!"

Ein Hauch wie ein Seufzer entfloh den Lippen des heiligen Vaters. „Wissen Eure Eminenz mir bereits zu sagen, wie sich die anderen Mächte zu dem in Aussicht stehenden Kriege verhalten werden?"

„So viel ich beurtheilen kann und bereits erfahren habe, werden sämmtliche deutsche Staaten mit Preußen gehen, die Großstaaten aber neutral bleiben, so daß Frankreich allein steht."

„Es ist ein großes und mächtiges Land mit einem gewaltigen Kriegsheer, das auch die Sache der Kirche gegen jenen protestantischen Staat vertritt. — Wie stellt sich It — Sardinien dazu? Jener Mann, Victor Emanuel, ist ein Verwandter des Kaisers von Frankreich."

„In Florenz haben gestern Kundgebungen für Neutralität stattgefunden. Die Minister Visconti Venosta und Lanza haben vorläufig ein System der Abwartung beschlossen, aber ich habe geheime Nachrichten erhalten, daß im Stillen bedeutende Rüstungen getroffen werden.“

„Also zur Unterstützung Frankreichs?“

Der Cardinal-Staatssecretair schwieg; es entstand eine längere Pause, dann sagte er: „Eure Heiligkeit werden sich erinnern, daß ich stets zu einem erneuten Anschluß an Oesterreich gerathen habe. Oesterreich würde durch seine Neutralität in dem deutsch-französischen Kriege nicht gehindert werden, Rom einen energischen Schutz angedeihen zu lassen.“

„Fürchten Eure Eminenz etwa ein weiteres Sacrileg jener Gottlosen in Turin und Florenz? — Ich denke nicht, daß dieser bereits von dem Bann der Kirche getroffene König es wagen wird, die französische Schutzmacht in Rom zu beleidigen! Die Kirche ist verpflichtet, ihrem getreuen Sohne, dem Kaiser Napoleon, bei diesem Kriege ihre Unterstützung zu gewähren.“

Der Pater Beckx trat einen Schritt näher. „Eure Heiligkeit wollen mir gestatten zu sagen, daß dies am

Besten durch die sofortige Verkündigung des Dogma's der Unfehlbarkeit nach der morgenden Schlußabstimmung geschehen würde. Der moralische Eindruck, den dies mit der französischen Kriegserklärung gegen die protestantische Macht zusammentreffende Ereigniß in der ganzen katholischen Christenheit machen wird, muß von hoher Bedeutung für den Kampf sein. Es wird den Waffen des katholischen Frankreichs zugleich den Nimbus eines Kampfes für den Sieg des katholischen Glaubens verleihen."

„Sie haben Recht!" sprach der Papst, mit Energie sich aufrichtend. „Wir bitten Seine Eminenz, den Herrn General=Vicar, dafür zu sorgen, daß Wir sofort morgen im Concil das Dogma verkünden können, allen Gläubigen zum Segen und allen Feinden der heiligen Kirche zum Schrecken!"

Der Cardinal=Staatssecretair, der kurz vorher von einem der dienstthuenden Kämmerer zur Seite gewinkt worden war und eine Meldung erhalten hatte, machte eine Bewegung, als zucke er die Achseln und ein Zug des Bedauerns flog um seinen kräftigen Mund. Im nächsten Augenblick jedoch hatte er bereits diese Zeichen unterdrückt und sagte nur: „Eure Heiligkeit

wollte ich um die Erlaubniß bitten, für jeden Fall mit Sr. Gnaden dem Herrn Erzbischof Merode über den Stand unserer eigenen Truppen mich berathen zu dürfen. Zugleich bitte ich, mich in Gnaden zu beurlauben, da mir soeben gemeldet wird, daß der französische Gesandte, Marquis von Banneville, mich zu sprechen wünscht."

Der Papst reichte seinem alten Vertrauten die Hand zum Kuß. „Gehen Eure Eminenz dann und lassen Sie den Herrn Marquis wissen, welchen Beschluß wir gefaßt haben und daß wir unserer getreuen Tochter der Kaiserin noch besonders in diesen Tagen antworten werden."

Er machte das Zeichen des Kreuzes als Zeichen der Entlassung und der Minister entfernte sich.

Der Papst schloß die Augen und verharrte einige Zeit in tiefer Ruhe, ohne daß Jemand diesen Zustand zu stören wagte. Endlich öffnete er wieder die Lider und machte eine Bewegung, als wolle er sich erheben. Auf einen Wink des Pater Schrader traten sofort die beiden Capläne näher, das Oberhaupt der Kirche zu unterstützen.

„Ich bedarf in der That einiger Ruhe," sagte der Papst, „damit ich morgen in Pontificalibus das hohe

Werk in Person vollenden kann, zu dessen Ausführung meine göttliche Schutzpatronin, die heiligste Jungfrau Maria, die mich so oft bewahrt hat, mir bisher die Kraft gegeben. Ich werde einen kurzen Gang durch den Garten machen, bevor ich mich in mein Schlafgemach zurückziehe."

Der Ordensgeneral winkte seinen Untergebenen. „Eure Heiligkeit hatten die Gnade, mir zu gestatten, Ihnen noch zwei Personen vorstellen zu dürfen, welche nach Rom gekommen sind, um den Segen Eurer Heiligkeit zu erbitten. Diese Männer sind zwar niederen Standes, aber der Herr ist auch oft in den Schwachen stark und die Besorgniß Sr. Eminenz des Herrn Cardinal-Staatssecretairs vor einem neuen Frevel der Feinde des heiligen Stuhls gebietet allen treuen Dienern desselben, jede Gelegenheit zu ergreifen, um die Aufmerksamkeit der Feinde nach anderer Seite zu lenken. Es sind treue Anhänger der Kirche und des vertriebenen Königs Franz von Neapel, welche sich dem Usurpator noch immer nicht unterworfen haben."

„Der Segen der Kirche ist für den Armen wie für den Reichen, für den Geringsten, wie für den

Höchsten. So lassen Sie denn die Personen kommen, die unseres Segens begehren.“

Auf einen Wink des Ordensgenerals führte der Pater die beiden Männer herbei, welche durch ihr Aeußeres vorhin auf dem Platz des Vaticans die Aufmerksamkeit des deutschen Malers und seines Freundes erregt hatten.

Die beiden Bergbewohner sanken in der Entfernung von etwa zehn Schritten vor dem Oberhaupt der Kirche demüthig in die Kniee und schlugen mit dem Zeichen des Kreuzes ihre Brust. — — — —
— — — — — — — — — — —

In einer der kleinen Straßen zwischen der Piazza Colonna und dem Pantheon wohnte in einem geringen, aber ihr als Eigenthum gehörenden Hause die Signora Sposetti, die Wittwe eines wenig talentvollen Bildhauers, der deshalb auch nie über das Handwerksmäßige seiner Kunst hinausgekommen war und sie in ziemlich dürftigen Umständen hinterlassen hatte mit dem einzigen Erbe des Häuschens und einer Tochter Julia. Die kleine Familie, deren Bedürfnisse übrigens nur gering waren, ernährte sich hauptsächlich von dem Vermiethen der überflüssigen Räume des Hauses an Fremde, nament-

lich an Künstler. So hatte denn auch der Maler Bölling schon länger als anderthalb Jahre bei der Wittwe sein Quartier gehabt und in dieser Zeit eine Verbindung angeknüpft, die er nach der aufopfernden Pflege, welche Julia ihm bei der schweren Fieberkrankheit, die ihn bei Beginn des Sommers befallen, gewidmet hatte, mit dem festen Entschluß seines dankbaren und liebenden Herzens zu einer dauernden für das Leben zu machen gedachte.

Die heimathlichen Verhältnisse des jungen Künstlers, eines preußischen Rheinländers, der auf der Akademie in Düsseldorf seine ersten Studien gemacht hatte, waren so günstig, daß er selbst ohne die Verwerthung seines sehr bedeutenden Talents eine Frau zu erhalten vermochte, und wenn im Ganzen auch nach unseren Anforderungen die römischen Mädchen eben nicht besonders das Zeug zu einer deutschen Hausfrau besitzen, hatte der junge Rheinländer sich doch überzeugt, daß die von ihm gewählte Braut die wichtigen Eigenschaften der Genügsamkeit, Sittsamkeit und Herzensgüte besaß, wozu sich noch ein höherer, als gewöhnlich den Römerinnen eigener Sinn für Ordnung und Reinlichkeit gesellte. Selbst die Bildung des jungen Mädchens war trotz ihrer

beschränkten Verhältnisse nicht vernachlässigt und konnte sie bei einiger Nachhilfe wohl befähigen, in anderen Kreisen, als in welchen bisher ihr junges Leben vergangen war, aufzutreten. Aber freilich war gerade der Gang dieser Bildung ein solcher, welcher dem klaren und verständigen Sinn des deutschen Künstlers manche schwere Sorge bereitet hatte. Der Unterricht des jungen Mädchens war nämlich von ihrem Oheim, dem Bruder ihrer Mutter, geleitet worden, und dieser ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, mit dem Range eines Scholastikers. Als im Jahre 1848 Pius IX. sich genöthigt sah, die Jesuiten aus Rom zu entfernen, hatte auch er Rom verlassen und damals eine Zeitlang in einem Stift am Rhein zugebracht, später, als die Gegenwirkungen der Revolution eintraten, kehrte auch er nach Rom zurück und bekleidete in dem berühmten Collegium eine untergeordnete Lehrerstelle. Er war ein Mann von sehr eigenwilligem, fanatischem Character, der sich früher mit dem Mann seiner Schwester wenig vertragen hatte, als er aber bei seiner Rückkehr sie als Wittwe fand, großen Einfluß in ihrem Hause gewann und auf Mutter und Tochter ausübte. Bölling hatte ihn natürlich in der Familie seiner Wirthin kennen lernen und sich sogar

eines gewissen Wohlwollens seinerseits zu erfreuen gehabt, das auch seine Bewerbung um die schöne Julia unterstützte.

Der Maler war verständig genug gewesen, den oft, namentlich in der Zeit des Concils sich bietenden Gelegenheiten zur Discussion religiöser oder politischer Fragen auszuweichen, um sich mit dem nahen Verwandten der Familie in keine Controverse zu stellen. Denn wenn er auch überzeugt war, daß Julia mit der innigsten Liebe und Hingebung an ihm hing und die Mutter gern ihr Kind versorgt gesehen hätte, so liebte er doch in der That die junge Römerin zu innig, um sie einem Zwiespalt ihrer Seele auszusetzen.

Und doch — wie selten kann uns Sterblichen allen dies erspart bleiben! Wie treten die Wirren des Lebens an uns und fordern, daß Jeder klar werde mit seinem Fühlen und seinem Glauben, und daß nur dann Friede ihm wird im Leben und Ruhe im Sterben, jenem großen geheimnißvollen Uebergang zur Lösung des Räthsels: Leben!

Gewiß hatte das schöne und freundliche Wesen, dem er diese Sorge widmete, sie verdient.

Es war am Nachmittag des Tages, an welchem

die Audienz der Deputation der Bischöfe der Opposition gegen jenes furchtbare, die unfehlbare Gotteslehre in's Antlitz schlagende Dogma stattgefunden hatte, als der Maler in das Wohnzimmer seiner Wirthin eintrat. Die bereits ältliche Frau war mit einer Arbeit der Wirthschaft beschäftigt, die Tochter Julia saß am Fenster des kleinen Zimmers und hatte eine Näharbeit in den Händen, auf welche oft ihre Thränen niederfielen; denn sie wußte bereits seit dem vergangenen Abend um den Entschluß des Geliebten, nach Deutschland zurückzukehren.

Dem Eintretenden flog das Mädchen entgegen und warf sich zärtlich an seinen Hals. Julia zählte achtzehn Jahre, ein Alter, in welchem unter jenem Himmel die weibliche Schönheit bereits vollkommen entwickelt ist. Sie war von mittlerer Größe, ihr kräftiger Wuchs nicht durch jene traurigen Zwangsmittel entstellt, welche die natürlich schönen Formen, die wir an der Antike so sehr bewundern, zu Ehren einer modernen Unnatur zur Wespentaille machen. Ihr volles und reiches blauschwarzes Haar umgab in dicken Flechten ein Gesicht, das in ovaler voller Form jene characteristischen Kennzeichen wies, welche wir fast immer an den Bildern

römischer Frauen wiederfinden: die kräftige wohlgeformte Nase, die vollen Schläfe und Wangen, die edle Wölbung der Brauen über den weiten Augen, die rothen Lippen und das kräftige Kinn. Durch den bräunlich gefärbten sammetartigen Teint leuchtete das warme Blut der Jugendfrische.

„Endlich, endlich, Du böser, schlimmer Arminio — wo bleibst Du so lange? Weißt Du nicht, daß es gefährlich ist, in dieser Sonne auf der Straße zu sein, statt die Kühle des Hauses zu suchen, wo Du kaum vom Krankenlager erstanden bist?“ Sie trocknete ihm dabei den allerdings sehr sichtbaren Schweiß von der Stirn. „Und hast Du so wenig Liebe zu Deiner Julia, daß Du die wenigen Stunden, die Du noch in Rom verweilst, fern von ihr zubringst? — Heilige Madonna, wenn ich denke, daß Du so weit fortgehen willst und in den schlimmen Krieg, wo die Feinde Dein Leben bedrohen! — O, ich erinnere mich, als ich noch ein Kind war, nach jener bösen Schlacht, in welcher diese sardinischen Ketzer den heiligen Vater seiner Länder beraubt haben, daß ich die Wagen habe zur Porta del Populo hereinfahren sehen mit den bleichen, kranken Männern, die das Haupt und die Glieder mit blutigen Tüchern

verbunden hatten! Und wie viele lagen erst da draußen, zerrissen und todt!“

Der Maler streichelte ihr kunstlos gescheiteltes Haar. „Sie hatten den Tod von tapferen Männern gefunden für die Sache, der sie dienten. Aber nicht alle Soldaten bleiben im Kriege, also beruhige Dich, mein Herz! Gott wird mich heil und gesund in Deine Arme zurückführen, und dann wirst Du mein trautes Weib!“

Er hatte sie zu ihrem Sitze zurückgeführt und begrüßte Signora Sposetti.

„Aber warum brauchst Du erst von uns zu gehen?“ klagte das junge Mädchen. „Der Krieg ist weit draußen über den Alpen, wenn es wirklich dazu kommt. Du bist doch kein Soldat, sondern ein Maler!“

Der junge Mann hatte sich einen der Rohrschemel neben den Sitz seiner Braut gezogen und sich zu ihr gesetzt. „Du kennst unsere Einrichtungen nicht, mein süßes Herz!“ sagte er. „In unserem Lande bleibt jeder gesunde Mann bis zu einem gewissen Alter Soldat, wenn er auch nicht so lange fortwährend Waffen und Uniform trägt. Aber wenn der Kriegsherr das Land in Gefahr glaubt und seine Armee zusammenruft, muß er sich zu dieser stellen, oder er bricht seinen Fahneneid,

ungerechnet, daß seine Landsleute ihn für einen Feigen halten würden und ihn schwere Strafe erwartet. Würdest Du nicht selbst den Sohn Deiner Vaterstadt verachten, der, wenn sie vom Feinde bedroht wird, nicht auf ihre Wälle eilte, ob er ein Bürger oder einer der geworbenen Soldaten ist, und hast Du und die Mutter mir nicht selbst erzählt, daß Dein wackerer Vater bei der Vertheidigung Roms gegen dieselben Feinde, die jetzt mein Vaterland bedrohen, schon vor Deiner Geburt die Wunde holte, an deren Folgen er sechs Jahre später gestorben ist?"

„Ja," sagte das Mädchen mit jener naiven Unwissenheit der Italienerinnen, „wenn ein Soldat für den heiligen Vater im Kriege stirbt, so kommt er doch in den Himmel, Du aber willst für einen ketzerischen König fechten, der ein Feind ist der Kirche —"

Der Maler sah sie groß an. „Erinnere Dich, Julia, daß mein König künftig auch der Deine sein wird!"

„Ja," fuhr das Mädchen fort, nachdem ein Blick der Mutter sie ermuthigt hatte, „und Du willst gegen gute Katholiken kämpfen, die nur die Rechte der heiligen Kirche vertreten, die Freunde und Bundesgenossen des

Papstes, und das allein ist schon ein schweres Vergehen."

„Wer hat Dir Alles das weis gemacht, Kind? Du weißt, daß ich selbst ein aufrichtiger Katholik bin und Nichts thun würde, was gegen meine Ueberzeugung und meinen Glauben wäre."

Das Mädchen schlang die Arme leidenschaftlich um seinen Hals. „O, Arminio, laß Dich erbitten, bleibe bei uns und mische Dich nicht in die Händel der bösen Welt! Ich habe meiner Schutzpatronin eine Wallfahrt nach Loretto gelobt, wenn sie Dich glücklich nach Rom zurückbrächte, aber der hochwürdige Tio sagt —"

„Ah — also daher kommt Deine Aufregung!" unterbrach sie der Maler mit einem vorwurfsvollen Blick auf Signora Sposetti.

„Mein Bruder, der hochwürdige Padre Scolastico, war heute Morgen hier, Signor Bölling, und Julia hat ihm ihr Leid geklagt. Sie können wohl denken, Signore, welchen Theil er an dem Kinde nimmt, das er mir erziehen half. Wenn Sie es wirklich mit Julia redlich meinen und sie heirathen wollen —"

„Wie? Ich dächte, das wäre eine längst zwischen uns selbst mit Zustimmung Ihres Bruders, des Padre,

abgemachte Sache, und ich glaube, Sie kennen mich als einen rechtlichen Mann, der gewohnt ist, sein Wort zu halten. Ich betrachte Julia als meine verlobte Braut und Sie, Signora, als meine zweite Mutter. Ich habe Ihnen noch gestern, als ich Ihnen meine Absicht mittheilte, den Vorschlag gemacht, mich noch vor meiner Abreise nach Deutschland mit Ihrer Tochter durch den Segen der Kirche zu verbinden, um ihr im Falle eines Unglücks, das Gott verhüten möge, alle Rechte meiner Gattin zu sichern."

„Ich habe mit dem Padre, meinem Bruder, davon gesprochen," sagte die Signora, „er wünscht mit Ihnen zu reden. Er erwartet Sie in seiner Zelle im Collegio Romano."

„Um welche Stunde?"

„Wenn es Ihnen gefällig ist, nach der ersten Vesper."

Der Maler nickte zustimmend, doch mit schwer zusammengezogener Stirn. Dann nahm er die Hand seiner Braut.

„Ich werde zu Deinem Oheim gehen und mit ihm sprechen. Er ist im Recht, wenn er als Dein nächster und einziger Verwandter nach Deiner Mutter Sorge

um Dein Wohl trägt; er ist zugleich ein kluger und erfahrener Mann, der ja auch Deine künftige Heimath aus eigener Anschauung kennt und ein Urtheil über die Verhältnisse hat. Ich werde als ehrlicher Mann mit ihm reden und hoffe das Beste. Zuvor aber halte ich es für Pflicht, einige falsche Meinungen, die Du durch irgend ein Mißverständniß zu hegen scheinst, zu berichtigen. Der Krieg, der meinem Vaterlande, künftig, so Gott will, ja auch das Deinige, droht, hat mit unserem Glauben und unserer Kirche gar Nichts zu thun. Die Bevölkerung Deutschlands ist zum großen Theil gut katholisch, ebenso ein Theil der Fürsten. Es herrscht vollständige Gleichberechtigung der Confessionen. Wenn also der französische Kaiser mit uns einen Krieg anfängt und die deutschen katholischen Fürsten, wie ich höre, mit den protestantischen oder, wie Du sagst, ketzerischen gegen ihn zu Felde stehen, so magst Du schon daraus ersehen, daß es sich hier nicht um Glaubenssachen, sondern um politische Fragen handelt, denen jede Frau am Besten fern bleibt. Du hast das Beispiel in Italien selbst genug gesehen, daß katholische Armeen einander bekriegen um der weltlichen Interessen willen, ohne daß es Jemand einfällt, daraus einen Glaubens-

krieg zu machen. Das bedenke, wenn man Dir das Herz schwer macht, wer es auch sein möge, und halte an unserer Liebe fest, die Nichts zu thun hat mit Krieg und Politik. Versprichst Du mir das, Julia?"

Das Mädchen warf sich leidenschaftlich in seine Arme. „Dein Leben, Dein Seelenheil, unser Glück, das ist's, wofür ich täglich flehe zur Madonna!"

Er drückte sie herzlich an sich und suchte mit ihr Gleichgültiges über die Vorbereitungen seiner Abreise zu sprechen, obschon ihm das Herz schwer war, weniger wegen der Trennung und der ernsten Zeit, der er entgegen sah, als aus Besorgniß um die Prüfungen, welchen die Geliebte vielleicht entgegen ging. Nochmals brachte er seinen Wunsch zur Sprache, vor seiner Abreise sich mit Julia trauen lassen zu wollen, aber die Mutter wollte Nichts davon hören und verwies ihn an den Pater Vincenzio, ihren Bruder.

So machte er sich denn, als die Zeit gekommen war, auf den Weg. Die Frauen erklärten, ihn begleiten zu wollen, um ihre Abendandacht in der Kirche des Collegiums zu verrichten, während er mit dem Pater spräche.

Sie hatten nicht weit zu gehen. Das berühmte

Collegio Romano, die Schule und das Seminar der Jesuiten, befindet sich in der Nähe des Corso's zwischen dem Tempel des Marc Aurel Antonin und der Villa Doria Pamfili. Es ist ein großes weitläufiges Gebäude mit einer prächtigen Kirche, das außer seiner kirchlichen und socialen Bedeutung als der Sitz des berühmten und so mächtigen Ordens, von den Fremden auch viel wegen seiner interessanten Antikensammlung, namentlich an Münzen, besucht wird.

Ueber das ehemalige Marsfeld, die jetzige Dogana mit den noch erhaltenen elf Säulen zu Ehren des großen römischen Kaisers, erreichten sie bald die Kirche, an deren Thür der Maler den Frauen das Weihwasser reichte, worauf er sich dem Haupteingang zuwandte. Da er schon früher hier gewesen, wandte er sich dem Flügel zu, wo, wie er wußte, der Padre Scolastico seine Wohnung hatte, und ließ sich durch einen dienenden Bruder bei ihm melden.

Wer sich unter den Zellen des berühmten Collegiums enge ascetische Räume vorstellt, würde sich damit sehr irren. Die Wohnungen der Padres höherer Grade, der Scholastiker, der geistlichen Coadjutoren und Professen sind meist nach den Aufgaben und Neigungen

ihrer Bewohner eingerichtet und enthalten oft Schätze der Gelehrsamkeit. Der Bruder der Wittwe Sposetti, der Oheim der schönen Julia, bewohnte zwei freundliche Zimmer, die nach dem Garten des Collegiums gingen. Große Repositorien mit einer ansehnlichen Bibliothek bedeckten die Wände, über dem Arbeitspult des Padre befand sich ein großes schönes Crucifix von jener oft wirklich künstlerische Vollendung zeigenden Holzschnitzerei, die in vielen Thälern Tyrols und Oberbayerns betrieben wird, und an einer anderen Stelle — in geeignetem Lichte — ein Bild von Meisterhand, eine Landschaft von Andreas Achenbach.

Der Padre empfing seinen Besuch mit besonderer Höflichkeit. Er war ein Mann in den fünfziger Jahren von großer, magerer Gestalt, einer auffallend schmalen, aber hohen Stirn und scharf gebogener Nase. Die grauen Augen hatten einen überaus kalten, ruhigen Blick.

„Willkommen, mein junger Freund," begrüßte ihn der Padre und nöthigte ihn zum Sitzen auf einem mit Lederkissen belegten Rohrsopha, indem er sich selbst auf einen gleichen Sessel mit dem Rücken gegen das Fenster niederließ. „Ich habe Sie bereits erwartet und die Heiligen mögen Ihren Eintritt segnen!"

Der Maler hatte seinen Hut zur Seite gelegt. „Signora Sposetti," sagte er in deutscher Sprache, in welcher ihn auch der Padre angeredet, — „hat mir Euer Hochwürden Wunsch ausgesprochen, mich noch heute zu sehen. Ich hätte mir sonst erst morgen Vormittag erlaubt, Sie aufzusuchen, um Ihnen Lebewohl zu sagen und Julia Ihrem Schutze zu empfehlen."

„Ich habe von den Frauen bereits gehört, daß Sie glauben, so rasch abreisen zu müssen."

„Da Euer Hochwürden selbst längere Zeit in Deutschland gewesen sind, kennen Sie ja unsere Heereseinrichtung, die leider die Frauen nicht begreifen. Ich bin Unteroffizier in der Landwehr und muß mich daher zur Fahne stellen."

„Aber so rasch doch wohl noch nicht? Dieser ungerechte Krieg ist ja noch nicht einmal eine Wirklichkeit! Es wird den Ermahnungen des heiligen Vaters sicher noch gelingen, den Frieden herzustellen und die beiden weltlichen Herrscher zu vermögen, ihren Streit zur Entscheidung vor den heiligen Stuhl zu bringen. O, mein junger Freund, Sie sehen hier auf's Neue, wie sehr der unglücklichen Christenheit es Noth thut, daß der Statt-

halter Christi in seiner ihm von Gott verliehenen Unfehlbarkeit auch über die weltlichen Wirren richtet!"

Der Maler hütete sich, auf diesen frommen Wunsch zu antworten. „Ich habe Ihrer höheren Einsicht als dem nächsten Verwandten meiner Braut die Bitte und Frage vorzulegen, ob es nicht thunlich wäre, vor meiner Abreise durch den kirchlichen Segen mich mit Julia zu verbinden, um ihr wenigstens so, im Fall mich ein Unglück treffen sollte, die Rechte und Ansprüche meiner Gattin zu sichern. Es ist Aehnliches bei dem Ausbruch des österreichischen Krieges in meiner Heimath vielfach geschehen."

„Zunächst, mein Sohn — warum wollen Sie so schnell fort? Es ist doch unmöglich, daß Sie hier in Rom schon einen Ruf erhalten haben können?"

„Es war genügend zu erfahren, daß die allgemeine Mobilmachung bereits erlassen ist. Die Abreise schon morgen gewährt mir überdies den Vortheil, daß ich nicht auf eigene Kosten, sondern als Courier der Gesandtschaft mit Depeschen nach Berlin gehen kann, und ich wünsche, Julia und ihrer Mutter die Mittel, die ich augenblicklich hier zu meiner Disposition habe und die

ich sonst zu der Reise großentheils verwenden müßte, zurückzulassen."

„Die preußische Gesandtschaft wird also morgen einen Courier abschicken? Sie verkehren dort viel, wie ich gehört habe?"

„Einige der Beamten sind mir befreundet — der Gesandte selbst hat mir stets seine besondere Protection bewiesen."

„Aber warum schon wieder einen Courier? Graf Hohenthal ist ja erst abgereist?"

Der Maler konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. „Euer Hochwürden sind richtig unterrichtet. Aber es liegt wohl sehr nahe, daß da morgen die letzte und wichtigste Abstimmung des Concils stattfindet, so viel ich gehört, die preußische Regierung möglichst schnell davon unterrichtet sein will."

„Die preußische Regierung? — ja, das ist dieser Herr von Bismarck, der Feind der Kirche, der Freund des Apostaten Hohenlohe! Dieser Mann, der das katholische Oesterreich zu Boden geworfen, der durch das Bündniß mit dem König Victor Emanuel die heilige Kirche um ihr Eigenthum berauben half, und jetzt wieder neues Unheil sinnt, indem er auf den Thron

eines altkatholischen Landes einen von ihm abhängenden Preußischen Prinzen setzen will und die einzige starke Schutzmacht der katholischen Kirche mit seinen Horden bedroht!"

Die sonst so kalten Augen des Paters hatten plötzlich einen fast wilden Ausdruck bekommen.

Der Maler machte eine unruhige Bewegung. „Ich gestehe, ehrwürdiger Herr, ich befasse mich möglichst wenig mit Politik, indeß allen Nachrichten gemäß ist die Herausforderung zu dem bevorstehenden Kriege nicht von Seiten Deutschlands, sondern allein von Frankreich ausgegangen."

„Und sollte die französische Nation, diese in der Zeit des Unglaubens und der Angriffe gegen die Kirche noch alleinige Schutzmacht des heiligen Stuhles noch länger die im Dunkel arbeitende feindliche Macht des Unglaubens, des Protestantismus, gewähren lassen? Soll ein großes katholisches Land, wie das Rheinland, das sich glücklich fühlte unter seiner natürlichen Zusammengehörigkeit mit Frankreich, noch länger diesen steten Angriffen gegen seinen heiligen Glauben ausgesetzt bleiben? Nein, mein Freund, wenn Sie ein gehorsamer Sohn der alleinseligmachenden Kirche, des alleinigen wahren

Glaubens sind, werden Sie die Gerechtigkeit des Krieges Frankreichs anerkennen und nicht bei seinen Feinden stehen!"

„Ich kann Euer Hochwürden sagen," sprach der Maler mit finsterer Miene, „daß ein fast ganz katholisches Land, Bayern, gleichfalls gegen Frankreich steht. Sie wissen, daß ich ein geborener Rheinländer, ja von dem linken Rheinufer bin, das die französische Herrschsucht sich so gern schon längst zu eigen gemacht hätte. Aber Sie irren sich über den Geist, der am Rhein lebt. Wir haben keinerlei Ursache, uns über die Benachtheiligung unseres Glaubens zu beklagen, wir fühlen uns als Deutsche mit vollem Herzen und gerade als die Vormauer Deutschlands gegen die französischen Uebergriffe; wir wollen keine französische Herrschaft und werden unser Blut und Leben dagegen einsetzen!"

Der Jesuit schwieg eine Weile — er hatte den fanatischen Eifer, der ihn einige Augenblicke hingerissen, vollkommen unterdrückt und wieder schaute das Auge so ruhig und kalt, wie zu Anfang der Unterredung.

„Ich beklage Ihre traurige Blindheit, mein Sohn," sagte er mit Salbung, „die sich der besseren Einsicht

verschließt. Aber warum — selbst wenn Ihnen Zweifel darüber bestehen — wollen Sie sich in diesen drohenden Kampf mischen? Sie sind hier fern von Deutschland, fern von jedem Ruf! Warum wollen Sie Ihre Braut und Ihre Freunde verlassen, um sich in einen Kampf gegen die Freunde Ihrer Freunde, gegen die Freunde und Schützer Ihres Glaubens einzulassen?"

„Ich bin ein Deutscher, Hochwürdiger, und Schande dem Deutschen, der sein Vaterland in der Stunde der Gefahr verläßt! Ich bin Soldat, und die Ehre ruft mich unter die Fahnen meines Kriegsherrn!"

„Verblendeter Mann — von diesem falschen Begriff der Ehre wird Sie die Kirche absolviren. Sehen Sie endlich ein, daß mit den Feinden Frankreichs Sie mit den Feinden Ihres Glaubens streiten. Sie haben hier Ihre Heimath, Ihre Braut, Ihre wahren Freunde — Sie dürfen Rom nicht verlassen, Sie müssen sich die Liebe meiner Nichte Julia erhalten!"

„Ich darf — ich kann nicht!"

„Bedenken Sie denn nicht, daß ich das Seelenheil meiner Nichte nicht einem verstockten Feinde der Kirche opfern darf, daß ich dann meine Einwilligung zu Ihrer Verbindung zurückziehen müßte?"

„Sie haben keine Ursache dazu — ich bin Katholik, wie Sie und Julia."

Der Padre sann einen Augenblick nach. „Sie behaupten also, ein treuer Katholik zu sein, Sie wollen uns den Beweis dafür geben?"

„Gewiß!"

„Wohl — so mögen Sie dem Wege folgen, den eine mißverstandene Pflicht Ihnen auferlegt. Aber ich darf die Hand meiner Nichte nicht in die Ihre legen, bis ich die Ueberzeugung habe, daß Sie treu zu der bedrängten Kirche halten."

„Wie soll ich Ihnen diese geben?"

„Indem Sie, auch wenn es zum Kriege kommen sollte, so lange Sie abwesend sind, in dauerndem Briefwechsel mit mir bleiben. Ich werde Ihre Briefe an Julia befördern. Hier" — er ging zu dem Schreibpult, öffnete ein dort liegendes kleines schwarzes Buch und schrieb daraus einige Worte auf zwei Streifen Papier — „hier sind zwei Adressen von zuverlässigen Freunden, die ich an der französischen Grenze und in der Schweiz habe. Ich bitte Sie, Ihre Briefe an diese zu richten, denn auf dem Wege hierher könnten sie leicht verloren gehen und ich bin vielleicht auch nicht immer

hier. Sie versprechen mir, nur durch meine Vermittelung an meine Nichte zu schreiben?"

„Ich verpflichte mich!"

„Sie werden, da ich mich sehr natürlich für den künftigen Gatten Julia's interessire, in Ihren Briefen mir jedesmal die möglichst genauen Mittheilungen über die Bewegung der deutschen Armee, die Plane und Aussichten, und was uns hier sonst interessiren kann, schreiben."

Der Maler sah ihn starr an. „Sie vergessen, ehrwürdiger Herr, daß ich nur eine sehr geringe Charge bekleide und Nichts als Unteroffizier in der Landwehr bin."

„Sie sind ein gebildeter Mann und ein solcher, auf welcher militärischen Rangstufe er auch stehen mag, kann Vieles sehen und beobachten. Wie ich Ihnen sage, da ich ja selbst einige Zeit in Ihrem Vaterland gelebt habe, interessiren mich solche Nachrichten, die ja doch die Zeitungen nicht bringen, zum Beispiel die Stärke der Corps, die Verluste, die ergangenen Befehle —"

Der Rheinländer unterbrach ihn. „Wissen Euer Hochwürden, was Sie mir da vorschlagen?"

„Mein Himmel, nichts Unrechtes, eine einfache Befriedigung meines Interesses an dem traurigen Kriege,

durch welche Sie mir Ihre Liebe zu Julia und Ihre gute Gesinnung bekunden sollen."

„Nein, Herr — was Sie von mir verlangen, wäre militärischer Verrath und ich verdiente die Kugel dafür!"

Ein finsterer Blitz schoß aus den Augen des Jesuiten auf den jungen Mann, der sich bei seinen letzten Worten erhoben hatte. „Ich bedauere," sagte er kalt, „daß Sie in einem so unschuldigen und natürlichen Wunsch eine Beleidigung erblicken wollen. Es wird dann besser sein, Signore Bölling, wenn die ganze Correspondenz mit meiner Nichte für die Zeit Ihrer Abwesenheit unterbleibt. Wenigstens," fuhr er mit höherer Betonung fort, „werde ich dafür sorgen, daß meine Nichte nicht unnützen Aufregungen ausgesetzt wird, die am Ende doch zu Nichts führen können. Denn bei der zweifellosen baldigen Occupation der Rheinlande durch die tapfere französische Armee wäre Ihre Heimath kein wünschenswerther Aufenthalt für meine Nichte. Ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise und ein gutes Davonkommen!"

„Wie soll ich das verstehen, ehrwürdiger Herr? Sie wollen Julia doch nicht von mir trennen — Ihre Einwilligung in unsere Verbindung zurückziehen?"

„Sie werden mir erlauben, nach meinem Gewissen zu handeln, da Sie ja dies auch für sich selbst in Anspruch nehmen.“

„Ich habe das Wort meiner Braut und die Einwilligung ihrer Mutter, die wohl allein über die Zukunft ihres Kindes zu entscheiden hat,“ sagte der Maler stolz.

„Meine Schwester hat zu viel schon gelitten durch die traurige Verblendung ihres Gatten, der es wagte, mit den Feinden der heiligen Kirche gegen Frankreich zu kämpfen und daran sein unbußfertiges Ende fand, als daß sie ihre einzige Tochter den gleichen Gewissensbissen aussetzen sollte. — Nochmals wünsche ich Ihnen eine glückliche Reise!“

Der Maler verbeugte sich stumm — er begriff, daß hier jede Bitte eine Erniedrigung und dennoch vergeblich war, und er ging nach der Thür.

Er hatte bereits die Hand auf den Griff gelegt, als eine fremde Stimme ihn zurückhielt.

„Bleiben Sie, Signor! Ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Er wandte sich überrascht um — unter der zurückgeschlagenen Teppichportière, welche den Eingang zu

dem zweiten Zimmer der Wohnung, dem Schlafgemach des Scholastikers geschlossen hatte, stand in der einfachen Soutane ein Priester des Collegiums, der Begleiter des Ordensgenerals, dem wir bereits am Vormittag in den Gärten des Vaticans begegnet sind.

„Pater Vincenzio!“ sagte der Geistliche, „ich wünsche mit diesem Herrn zu reden, verlassen Sie uns!“

Der Oheim der schönen Julia kreuzte die Hände über der Brust, verneigte sich demüthig und verließ das Zimmer.

„Darf ich Sie bitten, Signor, noch einmal Platz zu nehmen?“ Eine höfliche Bewegung der Hand wies dem Künstler den Sitz an, den er bereits früher inne gehabt.

„Ich bin zufällig Ohrenzeuge Ihres Gespräches mit Pater Vincenzio gewesen,“ sagte der Geistliche, „und bedauere lebhaft, daß er Sie so wenig verstanden hat und Ihre Weigerung zu würdigen wußte. Pater Vincenzio ist niemals Soldat gewesen, kennt also die Verpflichtungen nicht, welche der militairische Gehorsam und die militairische Ehre jedem Soldaten auferlegen.

Ich habe das Glück gehabt, früher selbst in einer deutschen Armee gestanden zu haben, und werde es nicht dulden, daß Sie durch das ehrenwerthe militairische Pflichtgefühl, das Sie bewiesen, um Ihr Lebensglück gebracht werden sollen."

Das Herz des jungen Malers schwoll in freudiger Erregung. „Ich danke Ihnen, Hochwürdiger Herr, für Ihre Theilnahme an einem Ihnen unbekannten Landsmann, denn einen solchen glaube ich nach Ihrer Sprache begrüßen zu dürfen. Aber ich wage kaum, mich der Hoffnung auf die Erfüllung meiner Wünsche hinzugeben, denn Pater Vincenzio ist der Vormund und Oheim meiner Braut und hat großen Einfluß auf die Entschließungen von Mutter und Tochter."

„Und dies ist recht und billig! Aber Pater Vincenzio ist mir untergeordnet und ich habe gleichen Einfluß auf ihn, wie er auf seine Verwandten. Sie lieben also seine Nichte aufrichtig und wollen sie, wenn dieser drohende Krieg vorüber ist, zu Ihrer Frau machen?"

„Ich liebe sie von Herzen und bin ihr hohe Dankbarkeit schuldig. Ihre Pflege hat mir in schwerer Krankheit vielleicht das Leben gerettet. Meine Familie

ist in meiner Heimath wohlhabend und ich bin im Stande, Julia ein sorgenfreies Loos zu bieten."

„Aber die Ihren?"

„Ich habe nur Mutter und Schwester, und Beide werden die von mir gewählte Gattin mit Liebe aufnehmen."

„Das ist mehr, als ein Mädchen von dem Stande der Nichte des Padre Scolastico erwarten konnte. Erwähnten Sie nicht in Ihrer Unterredung vorhin, wenn ich recht gehört, daß Sie die Reise nach Preußen als Courier der norddeutschen Gesandtschaft machen würden?"

„Es ist mir angeboten worden."

„Sie überbringen Depeschen — nach Berlin?"

„Ich werde meinen Weg zunächst nach Berlin nehmen."

„Natürlich nehmen Sie den Weg über Verona und die Brenner-Bahn?"

„Es ist der directe."

„Haben Sie zufällig bei Ihrem Verkehr auf der deutschen Gesandtschaft gehört, ob der Gesandte, Graf Arnim, bald zurückerwartet wird?"

„Nicht vor nächstem Monat."

„Das ist eine schlimme Nachricht!“

Der Maler sah den Geistlichen fragend an.

Dieser schwieg einige Augenblicke. „Ihre Weigerung von vorhin,“ sagte er endlich, „hat mir ein gewisses Vertrauen zu Ihnen gegeben. Sie kennen wahrscheinlich die allgemeinen Einrichtungen unseres Ordens und werden aus dem Umstand, daß Pater Vincenzio sich mir zu fügen hatte, ersehen haben, daß ich zu einem höheren Grade gehöre. Das ist in der That so, und ich bin durch meine Stellung mit vielen politischen Dingen bekannt, welche der Pater Vincenzio nicht wissen kann. Doch hatte er darin Recht, daß jetzt gerade ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland hohe und wichtige Interessen der heiligen Kirche bedrohen würde. Graf Arnim hat dem päpstlichen Stuhl in allen unseren Verhandlungen stets große Zuvorkommenheit bewiesen — es schweben in diesem Augenblick in Berlin durch ihn Verhandlungen von der größten Bedeutung für die Curie. Aber wir haben Ursache, an der gleichen Gesinnung seiner Stellvertreter zu zweifeln, und doch wäre es für die Entscheidungen Seiner Heiligkeit von hoher Bedeutung, zu wissen, in welcher Art gerade die norddeutsche Gesandtschaft über die morgen stattfindende

Schlußabstimmung des Concils berichten wird. Ich wünschte, Sie wüßten den Inhalt der Depesche, die Sie morgen mitnehmen werden. Als ein treuer Sohn der heiligen Kirche würden Sie gewiß es für Ihre Pflicht halten, uns darüber zu beruhigen, und es würde dadurch vielleicht manches Unheil — ja dieser ganze drohende Völkerkrieg gehindert, wenn Seine Heiligkeit mit der ganzen Macht der Kirche sich auf Seite Deutschlands und des von ihm persönlich sehr hochgeschätzten Königs Wilhelm stellen könnte."

„Gewiß — wenn ich es im Stande wäre, zu thun," meinte, über das Gehörte nachsinnend, der Maler.

„Sie würden sich ein hohes Verdienst um die Kirche, ja um Ihr Vaterland erwerben und Tausende vom Tode retten. O, daß diese leidige Politik der weltlichen Mächte nur ihrem Egoismus und den menschlichen Leidenschaften folgt, während es die erhabene Aufgabe der heiligen Kirche ist, zu sühnen und zu vermitteln. — Wie bald könnten Sie dann in die Arme Ihrer Braut zurückkehren und eine Verbindung schließen, der das Oberhaupt der Christenheit selbst den Segen spenden würde, während jetzt Angst und Sorge um Sie ihr junges Leben vergiften werden!"

„Sehr wahr! die arme Julia!"

„Aber, warum sollte Ihr eigener Wunsch, der Kirche zu dienen und ein gutes Werk zu thun, mitzuwirken an der großen Aufgabe, den drohenden Krieg zu verhindern, sich nicht ausführen lassen?"

Der Maler sah den gewandten Redner fragend — etwas verblüfft an. „Ich begreife nur nicht, wie? Hochwürdiger Herr."

„Wenn Sie zu diesem guten Zweck ein kleines Bedenken überwinden wollten — es wäre so leicht, eine Einsicht in die verhängnißvolle Depesche zu gewinnen."

„Wie — ich sollte sie öffnen? — man vertraut so wichtige Schriftstücke doch nicht unversiegelt dem Ueberbringer an!"

„Bewahre — nicht Sie — aber es wäre nur nöthig, wenn Sie die Depeschen auf der Gesandtschaft empfangen haben, ehe Sie zur Eisenbahn fahren, — dieselben mir auf eine halbe Stunde anzuvertrauen! Es giebt gewisse geheime Zeichen im Verkehr der Gesandtschaften — auf dem Couvert! — oder wenn Sie das Briefpacket zu spät erhalten sollten — dann würden Sie gestatten, daß ein treuer zuverlässiger Mann mit

Ihnen reist. Unterwegs, in einem Coupé erster Klasse, wird sich leicht die Gelegenheit finden . . ."

Der Maler war hastig aufgestanden, sein noch von der Krankheit angegriffenes, bleiches Gesicht hatte sich mit einer dunklen Gluth überzogen.

„Euer Hochwürden irren sich in mir," sagte er kurz und streng. „Sie mögen vielleicht vergessen haben, den deutschen Character richtig zu beurtheilen. Ich aber weiß, daß der meine so wenig zum fahnenflüchtigen Verräther Anlage hat — als zum Schurken, der das Vertrauen mißbraucht; und wenn ich damit das Glück meines Lebens erkaufen könnte."

„Sie sind voreilig und hitzig — und mißkennen ihr eigenes Bestes," erwiderte ruhig der Geistliche. „Sie verkennen Ihre wahren Pflichten und den ungehorsamen Sohn der Kirche treffen ihre Strafen. Ich kann Nichts thun, als für Ihre Erleuchtung beten. Möge das vergossene Blut nicht über Ihr Haupt kommen."

Er machte das Zeichen des Kreuzes gegen ihn — der Maler ging.

Einige Minuten später trat der Pater Vincenzio ein. „Ich begegnete dem Verstockten," sagte er, „und

sah an seinem Wesen, daß seine Bekehrung auch Ihnen nicht gelungen, Hochwürdiger Herr!“

Der Proseß sah mit finsterem, strengem Auge zu ihm hin. „Der Thor wagte es, mir meine deutsche Abkunft vorzuwerfen — als ob im Dienste des Glaubens der zufällige Umstand des Landes der Geburt auch nur ein Atom wiegen kann. Deshalb eben hat die Kirche die Weltherrschaft, weil sie die Interessen der Einzelnheit nicht kennen darf und Vaterland, Stand, Familie und die Individualität in ihr aufgeht! — Aber Sie haben Recht gehabt, Bruder Vincenzio — dieser Mann gehört zu Jenen, die äußerlich wohl katholische Christen bleiben möchten, denen aber der Geist des wahren Gehorsams fehlt und für welche das Anathema wichtiger ist, als für Heiden und Ketzer. Die Zucht der Kirche muß wieder in ihre Rechte treten. — Sie werden es veranstalten, daß noch an diesem Abend Ihre Schwester und Ihre Nichte das Haus verlassen und in einem der frommen Klöster oder in der Campagna Aufenthalt nehmen, bis die Versuchung vorüber ist.“

„Aber dieser Ungehorsame — darf er ungehindert abreisen?“

„Was liegt an diesem Einzelnen mehr oder

weniger in dem schweren Gericht, das über sie Alle kommen wird! — Nur morgen darf es nicht geschehen, und er muß im letzten Augenblick daran verhindert werden, die Reise zu unternehmen, damit der Palazzo Caffarelli gezwungen ist, einen Anderen mit den Depeschen zu betrauen. Suchen Sie unter den disponiblen Coadjutoren den passendsten zur unverdächtigen Begleitung aus und versehen Sie ihn mit ausführlichen Instructionen, damit unser Zweck erreicht werde. Ich habe mich bei dem Cardinal dafür verbürgt." — —

— — — — — — — — — — —

Der Maler Bölling hatte beim Verlassen des Collegiums sich wieder zum Haupteingang der Kirche gewendet, in welcher er Mutter und Tochter verlassen hatte, und trat unter die schöne Wölbung des Mittelschiffes. Es ist einer der schönsten Gebräuche katholischer Länder, daß die Kirchen während des ganzen Tages den Gläubigen offen stehen, um an den Altären des Herrn und der Heiligen ihre Andacht zu verrichten oder das schwer beladene Herz auszuschütten.

Der Künstler hatte die Geliebte öfter zu der Kirche begleitet und wußte also, wo sie gewöhnlich ihre Andacht zu verrichten pflegte.

Und dort sah er sie knieen in tiefem Gebet in der Kapelle vor dem Altar ihrer Schutzheiligen, und er wußte, daß sie für ihre Liebe betete und die Mutter des Herrn, des Verkünders der Lehre der ewigen Liebe, Milde und Duldung anflehte um Schutz für ihn!

Das Herz schwoll ihm schwer und bitter — er liebte das Mädchen aufrichtig und innig, und wußte jetzt, wie schwere Stürme ihr bevorstanden und wie so wenig geeignet sie war, gerade diesen die Stirne zu bieten. — Es war ihm unmöglich, sie anzureden und sie nach Hause zu geleiten, ohne den Gefühlen, die ihn erfüllten, in bitteren Worten Luft zu machen, und so kniete er an dem nächsten Pfeiler einsam nieder und erhob sein Herz gleichfalls im Gebet zu dem Allmächtigen, der den Frieden und die Liebe kündet und nicht das Anathema.

Als er sich gestärkt hatte durch das Gebet und sich erhob, sah er einen Meßner an sich vorüber gehen zur Kapelle und sich zu der Signora Sposetti niederbeugen, der er einige Worte zuflüsterte. Die alte Dame erhob sich, sprach zu der Tochter und folgte dem Meßner dann zur Sakristei. Sie ging mit gesenktem Haupte dicht an ihm vorüber, ohne ihn zu sehen; Julia blieb allein vor dem Altar zurück.

Die Schatten des Abends legten sich durch die hohen Fenster auf das Gotteshaus — im nächsten Augenblick war der Maler an der Seite der Geliebten und kniete neben ihr. Ein leiser Aufschrei der Ueberraschung — dann legte sie mit einem Blick inniger Liebe ihre Hand in die seine.

„Julia — wir knien vor Gottes Altar, wie wir hoffentlich bald knien werden in jener Stunde, wo uns der Segen der Kirche für immer vereinigt. Willst Du stark sein, auch wenn ich fern bin, in jeder Prüfung — willst Du nie wanken in Deinem Vertrauen zu mir, im Vertrauen auf meine Liebe und Treue, auf meine Ehre und meine Gewissenhaftigkeit, bis ich komme, Dich als mein Weib zu fordern, oder mein Tod Dir Dein Wort zurückgiebt?“

„O Arminio, mein Geliebter, sprich nicht so! Die heilige Jungfrau wird Dich schützen. Wie sollte ich zweifeln an Dir? so wenig wie ich an der eigenen Liebe zweifle! Aber was wollte der Ohm von Dir? er hat die Mutter rufen lassen.“

„Du gelobst es mir — hier am Altare Gottes?“ sagte er nochmals, ohne ihre Frage zu beantworten.

„Ich gelobe es Dir!“

„Dann ist Alles gut — und nun — verweile hier, bis Deine Mutter Dich holt — morgen früh sollst Du Alles hören, was Dir zu wissen frommt!“

Er beugte sich über sie und streifte mit einem leisen Kuß ihr dunkles Haar — dann verließ er die Kirche.

* * *

Manche der Leser, die Rom besucht haben, werden sich vielleicht des kleinen Café am südöstlichen Abhang des Capitols, an der via del Campi doglio erinnern, von wo man alle jene Tempel und Triumphbogen des Forums und der Umgegend bis zum Colosseum übersieht.

Gedankenvoll — das rasche Vergehen aller irdischen Pracht und Größe vor Augen — schweift das Auge über die Trümmerwelt des Campo Vaccino, wo aus dem Schutt und Schmutz von Jahrhunderten mühsam die einzelnen Wunder der römischen Baukunst ausgegraben werden. Hinter uns, jenseits der erhaltenen Reste des Tabulariums das Campidoglio, das Capitol — eine Räthselstätte für die Debatten der Archäologen, mit dem tarpejischen Felsen, von dem einst die zum Tode verurtheilten Verbrecher hinabgestürzt wurden, über

welchen die Gallier den Sturm versuchten, als die heiligen Gänse der Juno sie verriethen! — am östlichen Abhang die Erinnerungen des mamertanischen Gefängnisses — San Pietro in carcere, — in welchem Rom seinen großen numidischen Feind, Jugurtha, den Hungertod sterben ließ, die Mitverschworenen Catilina's erwürgt wurden, und der in Ketten liegende Petrus die Quelle hervorrief, seinen Kerkermeister zu taufen, wie die fromme Sage lautete, ehe die Jesuiten jene berühmte Disputation hervorriefen, die so arg die Fundamentallehre des Stuhles Petri in der Anwesenheit des großen Apostels erschütterte; — der Tempel der Concordia und des Saturn! der Triumphbogen des Sever — an der Via Sacra der Tempel des Antonin und der Faustina zur christlichen Kirche gewandelt! — die Basilica Constantins bis zum berühmten Tempel der Venus und der Roma. Ja — sie verstanden es schon damals, die eigene Stadt zur Göttin zu machen, wie es nach Jahrhunderten die Kirche that!

Hinter dem Heiligthum der Penaten erhebt sich die um's Jahr 530 erbaute Kirche St. Cosmo und Damiano, und wendet sich der Blick nach Westen und Süden, so trifft er auf die Trümmer des Minerva-Tempels und

hinter San Maria Liberatrice die Mauern der Curia Hostilia, und entlang schweifend an den farnesischen Gärten den Triumphbogen des Titus und Constantins bis zu den gewaltigen Massen des Colosseums.

So stehen zwischen den christlichen Domen die mächtigsten Erinnerungen jenes alten Roms, das der Wahnwitz eines Nero verbrannt, die der Gothe Alarich und der Uebermuth des Vandalen Genserich wohl zerstörte, aber nicht vernichten konnte, so daß der große deutsche Kaiser Karl bei seinem Römerzuge sie noch in gewaltiger Pracht schaute, bis es den Parteikämpfen des römischen Adels — jenen Borgia und Colonna, und den vom Papst Gregor VII. gegen die Römer zu Hilfe gerufenen Sarazenen und Normannen gelang, sie in Schutthaufen zu verwandeln!

Und nach achthundert Jahren noch schleudert dasselbe Rom der Christenheit den Fehdehandschuh seiner Unfehlbarkeit in's Angesicht! — —

Nicht weit von dem eben erwähnten Café mit seiner berühmten Aussicht, befindet sich eine kleine Osteria concucina, von Kennern wegen ihres kühlenden Orvieto-Weines und der trefflich gebackenen Triglie besucht.

In einem auf das Forum sich öffnenden Anbau

finden wir am Abend dieses Tages die drei Freunde versammelt, die am Vormittag auf dem Platze des Vatikans sich getroffen hatten. Der junge Caplan war eben eingetreten — er trug die gewöhnliche schwarze Civilkleidung der Weltgeistlichen, den schlicht geschnittenen Rock von schwarzem Tuch, bis zum Halse zugeknöpft, die dunkle Halsbinde mit dem runden weißen Vorstoß und die schwarzen Kniestrümpfe und Schuhe, wie sie in katholischen Gegenden auch an öffentlichen Orten keine Aufmerksamkeit erregt.

Er drückte dem Freunde die Hand, begrüßte den Maler, da Beide bereits bei ihrer Foglietta Orvieto-Wein und den gebackenen Fischen in der Laube saßen und nahm neben ihnen Platz.

„Nun Freund Caplan," sagte der Rath — „was ist das Resultat der Audienz und der Berathung im Quirinal bei Seiner bischöflichen Gnaden Hefele gewesen?"

Die Lampe, die der Osteriere auf den Tisch gestellt, beleuchtete das Gesicht des jungen Geistlichen.

Es war blaß und hager, wie auch die mittelgroße schlanke Gestalt. Die Züge waren gewöhnlich, aber in der breiten mächtigen Stirn lag eine Welt von Gedan-

ken und in den blauen, freundlichen Augen, wenn sie belebt sich zeigten, Begeisterung und Energie.

„Was ließ sich Anderes erwarten," sagte er mit einem schmerzlichen Zuge um den Mund, „bei der Organisation dieser italienischen Majorität, dem Zwiespalt, der von vornherein unter der Opposition herrschte, und dem Fehlen jeder gemeinsamen Unterstützung der mit Blindheit geschlagenen weltlichen Regierungen. Ich sagte Ihnen heute Morgen bereits, daß der Bischof von Mainz bei der Audienz selbst einen Fußfall vor dem Papst that, um ihn zu bitten, nicht das Dogma — sondern die Proklamation desselben zu vertagen, als gefährlich für den Frieden der Staaten und der Gemeinden in der gegenwärtigen Zeit!"

„Ja, wahrlich! Ein Blinder müßte es sehen!"

„Ich fürchte — das ist es gerade, was man will! Der Papst erklärte, es sei zu spät — verhängnißvolles Wort! — die Proklamirung aufzuhalten, er könne dem Drängen des Concils nicht widerstehen, man müsse der Sache ihren Lauf lassen, und ermahnte die Bischöfe ihren Widerstand aufzugeben, damit die Christenheit das Beispiel der Einstimmigkeit des Concils habe. — Damit wurden wir entlassen."

„Und im Quirinal?“

„Die sämmtlichen Bischöfe der Opposition, die mit non placet gestimmt hatten, waren dort versammelt. Es wurde eine schriftliche Eingabe an den Papst beschlossen, womit sie ihre Abstimmung vom 13. erneuern und bestätigen; da aber ihre Verehrung für den Papst ihnen nicht gestatte, in seiner Gegenwart Non placet zu sagen, so würden sie nach Hause zurückkehren. Auch die Orientalen haben diesen Protest unterzeichnet — der Erzbischof von Cöln und Bischof Ketteler reichten eine besondere Erklärung ein.“

„Sie haben Wort gehalten?“

„Ein großer Theil der Prälaten ist bereits heute mit dem Abendzuge über Foligno abgereist, die andern folgen morgen früh über Livorno.“

„Und Sie selbst?“

„Wir haben den Befehl, bis zur allgemeinen Entlassung hier zu bleiben und mit den Beschlüssen des Concils und den Sachen zu folgen — dies wird wahrscheinlich in einigen Tagen geschehen.“

Der Rath schüttelte den Kopf. „Es ist unerhört, wie man mit einem so bedeutungsvollen Protest umgesprungen ist — ich muß mich immer an das Wort

des verstorbenen Stahl im preußischen Herrenhause dabei erinnern: Autorität nicht Majorität! Wie heißt es doch, ich glaube im Schiller: Man muß die Stimmen wägen und nicht zählen."

„Was soll die künftige Geschichtsschreibung davon sagen!" sprach der Caplan. „Erinnern Sie sich, daß die Zahl der Theilnehmer bei Beginn des Concils 762 betrug, daß hierunter allein 143 Bischöfe des Kirchenstaates, fast 120 Bischöfe in partibus, die schon in ihrer Existenz fast alle nur von dem päpstlichen Stuhl abhängen, 68 Neapolitaner, 80 der spanischen Völker, 30 Ordensgenerale waren; daß von den 600 Stimmen, die am 13. sich erklären sollten, mehr als die Hälfte italienischen Prälaten angehörten, daß unter den 50 Mitgliedern des Cardinal-Collegiums 38 geborene Italiener, 4 Franzosen, 4 Spanier, 3 Deutsche, 1 Irländer sind! — Dennoch waren an diesem Tage nur 370 der Stimmenden für das Dogma, 88 stimmten mit Nein, 62 nur unter Vorbehalt und 81 blieben fort! Daß unter Denen, welche mit Non placet stimmten, Männer wie die Cardinäle Fürst Schwarzenberg, Matthieu und Rauscher waren, aus Deutschland ferner die Kirchenfürsten von München, Bamberg, Augsburg, Rottenburg,

Trier, Osnabrück, Breslau, Ermland, Mainz, Olmütz, Triest, Budweis; aus Frankreich die von Paris, Lyon, Orleans und 20 Andere; aus Ungarn der Primas Simor, Bischof Stroßmayr und 15 Andere, aus Großbritanien und Nordamerika 10! — Mit Ja unter Bedingungen, dem: Placet juxta modum, stimmten 3 Cardinäle: Silvestri, Trevisanato aus Venedig, Guidi aus Bologna, die Erzbischöfe von Cöln und Salzburg, Engländer, Spanier und Italiener, und weshalb sonst hielten sich die 81 fern, die doch in Rom waren, darunter allein 7 Cardinäle: Maffei, Orfei, Guaglia, Hohenlohe, Berardi, Grassellini und selbst Antonelli! — Galten die Bedenken so vieler hoher Kirchenfürsten Nichts, während doch ausdrücklich das tridentinische Concil bestimmt hat, daß zu Dogmen der Kirche wenigstens die moralische Uebereinstimmung aller Mitglieder des Concils gehört!“

„Wer hat Ihnen diese Ketzerei weis gemacht, etwa Pater Theiner?“ fragte lächelnd der Rath. „Oder Ihr alter Lehrer Döllinger?“

„O, daß man auf die Lehrer der Geschichte gehört hätte! Warum hat man gerade in dieser Zeit, schon zu Anfang des Concils dem würdigen Mann, der

einst das Vertrauen des heiligen Vaters genoß, bis die Jesuiten sein großes Werk für gefährlich hielten, die weitere Herausgabe der Acten des Concils von Trient verboten, und dem Präfecten des vatikanischen Archivs in voriger Woche selbst die Schlüssel abgenommen?"

„Ja — wer weiß? man sagt, es sei ihm verboten gewesen, irgend Jemand von den bereits gedruckten Actenstücken Kenntniß zu geben und doch sollen die Bischöfe der Opposition aus der Geschäftsordnung des tridentinischen Concils diese gekannt haben!"

Eine dunkle Gluth flog unter dem scharf beobachtenden Blick des Gesandtschaftsbeamten über das Gesicht des jungen Clerikers.

„Die Geschichte," sagte er, und das sonst so milde Auge blitzte, „läßt sich nicht fälschen und unterschlagen. Man hätte das bedenken und nicht so gelehrte und aufrichtige Männer, wie den berühmtesten der deutschen Theologen, Döllinger, zwingen sollen, mit seinen Keulenschlägen in dem Artikel der Augsburger Zeitung vom 21. Januar nachzuweisen, daß alle die angeblichen Concilienbeschlüsse und früheren Vorgänge, auf welche sich die gegen allen Brauch sofort bei Beginn des Concils von der Jesuitenpartei colportirte Adresse für die Un-

fehlbarkeit berufen hat, sind gefälscht, entstellt oder erfunden."

„Hat man denn jenen Artikel des Münchener Stiftspropsts nicht widerlegt?" fragte der Maler. „So viel ich mich erinnere, ist ja von unseren deutschen Bischöfen gegen ihn opponirt worden."

„Nein, Herr, nur von wenigen blinden Anhängern des Dogmas. — Seine Gnaden der Erzbischof von München hat noch im April von Rom aus selbst erklärt, er finde keine Ursache, den Studirenden seines Sprengels den Besuch der Vorlesungen Döllingers zu untersagen. Schon als Erzbischof Melchior und Bischof Ketteler in der Versammlung der deutschen Bischöfe am 13. Januar beantragten, eine gemeinsame Erklärung gegen Döllingers Aufsatz zu erlassen, ward dieser Antrag verworfen und erklärt, daß Döllinger die Ansichten der meisten deutschen Bischöfe vertrete. Es wurde damals — was freilich dann Manche vergessen haben, ausdrücklich erklärt, daß die von den Bischöfen der Opposition unterzeichneten Adressen nicht nur gegen die Opportunität der Unfehlbarkeitslehre, sondern im Grunde gegen diese selbst gerichtet waren, und selbst die beiden rheinischen Kirchenfürsten, welche gegen Döllinger gesprochen, erklärten,

sich nicht von den Unterzeichnern der Adressen direct trennen zu wollen. O wäre damals, als schon zu Anfang Januar von den französischen Bischöfen durch den Marquis von Banneville eine Erklärung gegen die vom Papst octroyirte, jede ehrliche und freie Discussion, jeden freien Antrag der Bischöfe verhindernde Geschäftsordnung übergeben wurde; als Cardinal Schwarzenberg, Fürstbischof Förster, Erzbischof Scherr, Bischof Eberhard, Bischof Ketteler und 21 deutsche und ungarische Prälaten ihren gleichen Protest erhoben, als Cardinal Rauscher und mit ihm die deutschen und ungarischen Bischöfe jene verständige Adresse über und gegen die persönliche Unfehlbarkeit unterzeichneten; — als Stroßmayr am 27. Januar seine berühmte Rede über die Rechte der Bischöfe und gegen die Privilegirung des Papstthums blos für Italiener hielt! — hätten da die weltlichen Mächte — ich wiederhole es — den Bischöfen ihre gemeinsame Unterstützung gewährt — vielleicht wäre doch das große Unheil vermieden worden, das Unheil des proclamirten Dogmas, dem sich jetzt selbst die kräftigsten Geister beugen werden!"

„Wie meinen Sie das, Freund? Unsere Bischöfe werden doch festhalten?"

„An was? — Haben wir etwa eine deutsche katholische Kirche? wir haben nur eine römische. Sobald das Dogma als solches proklamirt ist, werden die Bischöfe ihre Scrupel, das heißt ihr Gewissen zwingen, um kein neues Schisma in der Kirche zu erregen, dazu ist die Disciplin der Kirche zu gut! und vielleicht die eifrigsten und strengsten Verbreiter desselben werden.“

„Ich fürchte, das wird schwere Verwickelungen geben! Denn Sie haben Unrecht, wenn Sie meinten, es seien von weltlicher Seite nicht genügende Warnungen an die Curie ergangen. Ich erinnere Sie an die Depeschen des Grafen Daru von französischer Seite, an das Rundschreiben des Fürsten Hohenlohe, das freilich leider nicht ein gemeinsames Auftreten erzielte, an die Note selbst des Grafen Beust, welche die Kündigung des Concordats in Aussicht stellt, die Note unseres Gesandten, des Grafen Arnim, vom 23. April, die zahlreichen Adressen aus allen Theilen Deutschlands, selbst aus Ihrer Heimath, Freund — vom Rhein.“

„Und was haben die vereinzelten Schritte genützt — wie hat die Curie sie beantwortet? Wie man Bischof Stroßmayr mit Fäusten von der Rednerbühne jagte, wie man dem greisen chaldäischen Patriarchen nur die

Wahl ließ zwischen Kerker oder Widerruf und Verzichtleistung auf alle Privilegien seiner Kirche, wie man, als Alles Nichts half, den Rednern der Opposition das Wort entzog, ihnen den Gebrauch der Presse verbot; wie der Papst selbst sie in dem Breve an den Abt von Solesmes als „toll und unverschämt, voll Unverstand, feindseligen und trugvollen Geistes“ bezeichnet hat; — wie man sie festgebannt hat in die Zeit der schlimmen Malaria, so daß bereits 21 Mitglieder des Concils hier den Tod gefunden haben! — so hat man auch die weltlichen Warnungen beantwortet. Oder haben Sie vergessen das Decret vom 21. Januar über die weltliche Macht des Papstes, die Note Antonelli's vom 19. März an den Grafen Daru, welche die Unterordnung aller bürgerlichen Gewalt unter die kirchliche aus dem Vorrang des Priesterthums über den Staat entspringen läßt, und die Kirche mit gesetzgebender, richtender und vollstreckender Autorität bekleidet erklärt? die ähnliche Antwort wegen der 21 Canones an Oesterreich, Preußen, Portugal und Bayern?“

„Freundchen! Freundchen! — Sie sind ja der reine Rebell gegen das Concil geworden! Das war nicht so, als Sie im December hierher kamen.“

Der junge Priester richtete seine hellen Augen fest auf den Beamten. „Sie haben Recht — geworden! ja — ich bin es geworden! Man muß nach Rom gehen, wie einst Luther, um Rebell zu werden — wird doch auch die Zeit kommen, wo Rom die politische Rebellion für sich in die Schranken ruft! — Geworden! — ja, ich hatte jenen einfachen kindlichen Glauben, der in der heiligen Lehre des Herrn nur den großen Glauben der Liebe sah, der an dem erhabenen Worte des Heilandes hielt: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thuet wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen!" — Und lesen Sie das Schema de ecclesia mit seinen einundzwanzig Verfluchungen von Allem, was sich nicht blind der Autorität der Kirche unterwirft, — welche Alle dreifach verfluchen, die da sagen, man könne in jeder Religion selig werden! — Bis dahin, Freund, hatte ich nicht gewußt, daß der Glaube Christi und die Kirche, — zwei sehr verschiedene Dinge sind!"

Der junge Priester hatte die Hände gefaltet und zwei große Thränen rollten über seine Wangen.

Seine beiden Gesellschafter schwiegen und blickten ernst und theilnehmend zu ihm herüber. Ihr Gefühl

sagte ihnen — wie schwer diesem Herzen der Kampf und die Enttäuschung geworden war. Endlich reichte der Beamte ihm über den Tisch hinweg die Hand und sagte mit herzlichem Ton: „Armer Freund — wie bedauere ich Sie! — Und was denken Sie nun zu thun? — Sie wollen in einer anderen Confession den Frieden mit Ihrem Gewissen suchen?"

„Niemals! — Ich bin aus innerer Ueberzeugung katholischer Priester und hänge an meiner Lehre, nicht an der neuen, mit diesem Concil geschaffenen katholischen Kirche, aber an meinem alten katholischen Glauben."

„Aber unmöglich werden Sie dann in Ihrer Stellung zu dem Bischof bleiben können, wenn er sich unterwirft."

„Ich werde niemals meine Ueberzeugung verleugnen, aber auch niemals zögern, mit meinen schwachen Kräften in den Kampf für diese einzutreten. Vorerst glaube ich als deutscher Priester eine heilige Pflicht zu haben — ihr will ich mich widmen an der Seite der Sterbenden und Leidenden auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen."

Auch der Maler reichte ihm die Hand. „Sollte

Gott mir dies Loos bestimmen, so würde ich mir keinen würdigeren Tröster wünschen, als Sie!"

„Und nun, Freunde," sagte munter der Rath, „kein Wort mehr über Concil und Krieg! Laßt dies Glas uns trinken auf die glückliche Lösung aller drohenden Wolken, hier unter den mächtigen Trümmern großer Vergangenheit auf einen mächtigen Bau der Zukunft: auf den Sieg des deutschen Geistes!"

Die Gläser klangen zusammen, der Priester, der Soldat, der Mann der Politik, sie reichten sich in herzlichem Verständniß die Männerhand.

*
* *

Als sie nach einer Stunde aufbrachen und sich trennten, fragte der Caplan zögernd den Maler, ob er ihm wohl am nächsten Abend einen Brief mit nach Deutschland nehmen und auf der Durchreise in Bayern zur Post geben wolle, er werde die Nacht über ihn schreiben — denn der römischen Post wage er nicht, ihn anzuvertrauen. Herzlich gern sagte ihm Bölling es zu, dann begleitete er noch eine Strecke den älteren Freund auf dem Weg nach dem nahen Gesandtschafts-

Hôtel, dem Palast Caffarelli, dessen Garten auf der südwestlichen Höhe des Capitols sich ausdehnt, auf welcher Stelle der Tempel des capitolinischen Jupiters auf hohem Unterbau von achthundert Fuß Umfang sich erhob, von Tarquinius Priscus gelobt, von Tarquinius Superbus erbaut, von Vespasian und Domitian restaurirt, der Juno, dem Jupiter und der Minerva geweiht.

Der Maler hatte beschlossen, dem Freunde nur zu sagen, was unbedingt nöthig war, seinen Schutz für die Geliebte zu sichern — Nichts von den perfiden Anträgen, die ihm unter'm Deckmantel der Religion gemacht worden waren; er schämte sich des Vorgangs für Die, welche die Lehre predigen: der Zweck heiligt die Mittel — und Zwecke verfolgen, die wiederum kein Mittel entschuldigen kann.

„Ich fürchte," sagte er, „mein armes Mädchen wird manche Drangsale von Seiten ihrer bigotten Mutter zu bestehen haben, die sie sogar früher zum Klosterleben bestimmt hatte. Nehmen Sie sich ihrer an, ich werde sie veranlassen, ihre Briefe an mich durch Ihre Hand gehen zu lassen. — Ich werde morgen natürlich noch Manches zu besorgen haben — wann würden die Depeschen bereit sein?"

„Die Concilssitzung wird wahrscheinlich schon um Mittag schließen — um sechs Uhr wird der Depeschenbeutel fertig sein. Wir haben außer der Abstimmung noch eine wichtige Nachricht zu erwarten. Herr von Banneville scheint den Cardinal bereits vorbereitet zu haben, daß der Kaiser Napoleon die französische Garnison aus Rom zieht. Das Wann? denken wir morgen zu erfahren."

„Aber das hieße das Einrücken der Sardinier in Rom!"

„Ich fürchte auch, aber es läßt sich nicht ändern. Die eigensinnige Politik der Curie muß jetzt die Folgen tragen. Sie können zu jeder Zeit ihre Papiere in Empfang nehmen — um neun Uhr fünfzig Minuten geht der Zug über Foligno ab."

Der Maler blieb stehen. „Wollen Sie mir eine Freundschaft erweisen?"

„Das wissen Sie — jede die in meiner Macht steht!"

„Dann — treffen Sie mich auf dem Bahnhof — und übergeben mir erst dort die Depeschen. — Ich — ich möchte nicht so lange die Verantwortung dafür haben."

„Dann will ich Ihnen einen besseren Vorschlag machen. Wie Sie mir sagten, schicken Sie Ihr Gepäck mit dem Spediteur direkt in Ihre Heimath und wollen nur einen Handkoffer mit sich nehmen, um sich in Berlin auszurüsten. Ich werde also vor neun Uhr mit der Equipage der Gesandtschaft bei Ihnen sein, um Sie abzuholen und selbst zum Bahnhof zu bringen. Nur halten Sie sich bereit."

„Verlassen Sie sich darauf — und nun — Gott befohlen, Freund, bis morgen!"

Er reichte am Thor des Palastes dem Freunde die Hand und ging dann seiner Wohnung zu. Er hatte gehofft, noch Licht in der Wohnung der Frauen zu sehen, als Zeichen, daß Julia ihn noch erwartete, aber Alles war finster, und schwer verstimmt und banger Ahnungen voll stieg er zum zweiten Stockwerk empor, in dem seine Stube und sein Atelier gelegen war. —

Erst spät in der Nacht suchte der Maler das Lager. —

* * *

Es war bereits neun Uhr vorüber, als die Equipage des norddeutschen Gesandten vor dem Portal des Bahnhofes anfuhr und der Diener den Schlag öffnete.

Noch kurz vor der Ankunft hatte der Rath die Hand des Malers gefaßt, der finster und trübe vor sich nieder blickte. „Verlassen Sie sich darauf, mein junger Freund, ich werde alles Mögliche aufbieten, den Aufenthalt der Frauen zu ermitteln, die heute Morgen so plötzlich verschwunden und angeblich in die Berge gereist sind, daß Sie nicht einmal Ihrer Braut haben Lebewohl sagen können. Es scheint mir indeß, daß Sie selbst nicht recht mit der Sprache heraus wollen und irgend eine Jesuiten-Teufelei dahinter steckt. Aber ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die Damen, sowie Sie fort sind, wieder zum Vorschein kommen werden, und — wenn man dann erst sicher geworden — werde ich die Gelegenheit abpassen, mit Ihrer kleinen Julia ein ernstes Wort zu sprechen. O, wir von der Diplomatie sind auch nicht ganz ohne Kniffe und wollen den Herren im Collegio Romano schon Etwas zu rathen geben. Also ohne Furcht, Freund, und sorgen Sie nur, daß Sie mit heiler Haut und einigen Lorbeeren aus den Kugeln und Bajonnetten der Herren Franzosen zurückkehren — das Andere ist hier meine Sache!“

Sie waren ausgestiegen, der Rath trug noch immer die Depeschentasche; der Maler drängte sich zu dem

Schalter, das Billet zu lösen. Als sein Blick über die im Foyer versammelten Menschengruppen schweifte, war es ihm plötzlich, als sehe er ein bekanntes Gesicht — die Züge des Pater Vincenzio — aber gleich darauf war es in der Menge verschwunden.

Er hatte das Billet gelöst und trat mit dem Freunde auf den Perron, die Depeschentasche sich um den Arm hängend.

Eine Hand legte sich auf seinen Arm, als er einen Augenblick allein stand. „Einen Augenblick, Signor! Ist Ihr Name Arminio Bölling, Pittore aus Deutschland?"

Der Künstler wandte sich um. Ein Mann in der Kleidung der römischen Gerichtsdiener mit dem Schild vor der Brust und einem durchtriebenen Fuchsgesicht stand vor ihm.

„Mein Name ist Hermann Bölling, ich bin Maler aus Deutschland. Was wünschen Sie?"

„Sie sind im Begriff, das römische Gebiet zu verlassen?"

„Wie Sie sehen! Aber was geht das Sie an?"

„Dann, Signor Arminio Bölling, verhafte ich Sie auf Verfügung des Handelsgerichts und Anklage des

Signor Notario Amadeo Bovilla wegen Wechselschuld von fünfhundert Scudi und unter Verdacht, sich Ihrer Verpflichtung durch die Flucht entziehen zu wollen!"

„Gehen Sie zum Henker! — ich bin Niemand etwas schuldig, ich habe keine Wechselschulden und im Leben Nichts von Ihrem Notar Bovilla gehört."

„Zwingen Sie mich nicht, Signor, die Polizei oder die Wache des Bahnhofes zu Hülfe zu rufen — Sie müssen mir folgen."

Der Rath war herzugetreten — eine Menge Publikum sammelte sich um die Gruppe.

„Was ist's? was haben Sie, Freund?"

„Man will mich verhaften wegen einer angeblichen Wechselschuld. Ich weiß bestimmt, daß ich keine solche habe." —

Der Rath wandte sich an den Huissier. „Wie viel beträgt der Wechsel und wo ist er?" fragte er streng.

„Fünfhundert Scudi und die Kosten. Wollen Sie ihn etwa einlösen? Sie sehen mir nicht danach aus!"

„Keine Unverschämtheiten! — Zeigen Sie das Papier her!"

„Sie müssen sich erst als berechtigt dazu legitimiren!"

„Dann fordere ich es!" rief der Maler.

Mürrisch zeigte der Huissier sein Aktenstück.

„Diese Unterschrift ist falsch, — ich habe dies nicht geschrieben."

„Das geht mich Nichts an, das mögen Sie vor Gericht morgen sagen. Jetzt aber müssen Sie mir folgen. Im Namen des Gesetzes!"

Der Gerichtsbote winkte zwei verdächtig aussehenden Individuen, die in einiger Entfernung standen.

Der Maler näherte sich dem Ohr des Gesandtschaftsbeamten. „Ich wollte es Ihnen verschweigen," flüsterte er hastig in deutscher Sprache, „aber jetzt muß ich reden. Es gilt Ihren Depeschen — man suchte mich schon gestern Abend zu bewegen . . ."

Der Rath winkte ihm beruhigend — er hatte bereits seinen Diener herangewinkt und fortgeschickt — dieser kam eben mit dem Polizei-Inspektor des Bahnhofes zurück. Auch zwei französische Offiziere, die sich unter dem Publikum befanden, waren hinzugetreten.

Der Rath wandte sich an den Commissario di Policia. „Signor Cassali," sagte er, „ich habe die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein?"

„Ich habe die Ehre — Signor sind der Cancelliere der preußischen Gesandtschaft!“

„Wohl! — dann bitte ich um Ihren Schutz. Dieser Herr hier soll an der Abreise verhindert und unter dem Vorwand einer Wechselschuld verhaftet werden.“

Der Commissario zuckte die Achseln. „Der Huissier, Signor Cancelliere, ist bei mir gewesen, hat sich legitimirt und um die Erlaubniß nachgesucht, einen Fremden zu verhaften. Ich kann Nichts dazu thun!“

„Aber dieser Herr ist Beamter der norddeutschen Gesandtschaft, steht also nicht unter der römischen Gerichtsbarkeit. Außerdem bürgt die Gesandtschaft für jeden Anspruch!“

„Das würde allerdings die Sache ändern — wenn die erste Qualität zu beweisen wäre . . .“

Die Bahnhofsglocke gab das erste Signal zum Einsteigen, das Publikum eilte, trotz der Neugierde auf den Ausgang des Streites, meist zu den Waggons.

„Dieser Herr ist Courier der Gesandtschaft und reist als solcher, also in amtlicher Eigenschaft. Hier ist sein Courierpaß, gültig ausgestellt. Wagen Sie es auf Ihre Gefahr, ihn zurückzuhalten, und der stellvertretende Gesandte Seiner Majestät des Königs Wilhelm

von Preußen und des norddeutschen Bundes wird sofort den Pavillon einziehen und Rechenschaft fordern. Außerdem wiederhole ich meine Bürgschaft!"

Der Polizeibeamte wandte sich mit verlegener Miene zu dem Huissier. „Wenn der Signor die Beamtenqualification einer Gesandtschaft hat, kann ich Ihnen nicht helfen!"

Der Kanzler hatte die Hand des Malers gefaßt. „Kommen Sie, Freund, es ist Zeit, daß Sie einsteigen, sonst geht der Zug ohne Sie ab."

Mit einem der französischen Offiziere hatte ein Mann gesprochen, der sein Gesicht sorgfältig in den Mantelkragen verhüllte.

„Ihn zurückhalten — den Prussien?" hörten die beiden Deutschen im Vorübergehen den Offizier sagen, „weil er Militair ist und zur feindlichen Armee geht? — Unsinn, mein Lieber! lassen Sie den Prussien ruhig laufen — Einer mehr oder weniger, darauf kommt es der unüberwindlichen französischen Armee nicht an! Ueberdies sind wir hier auf neutralem Boden!"

Der Rath hielt sich nicht auf. — Auf einen unbemerkten Wink aus dem Publikum riß einer der Conducteure oder Schaffner die Thür eines Coupé's auf.

„Hierher, Signore, Sie können hier die Bequemlichkeit haben, während der ganzen Nacht allein zu fahren!“

Der Maler machte eine energische, ablehnende Bewegung mit der Hand. „Ich danke — ich wünsche in Gesellschaft zu fahren!“ und er stieg, trotz der Gegenrede des Conducteurs in eines der Coupé's, in dem bereits mehrere Personen saßen.

„Sie werden unbequemer fahren, Freund,“ sagte der Rath.

„Aber sicherer! Verlassen Sie sich auf meine Vorsicht. Und nun — Gott vergelte Ihnen und leben Sie wohl!“

Das dritte Signal erklang — die Thüren wurden geschlossen — die Pfeife schrillte — und der Zug setzte sich in Bewegung.

Als der Maler zum Fenster heraus dem zurückbleibenden Freunde noch einen letzten Gruß winkte, fiel sein Auge auf das finster, mit einem Blick voll Haß und Drohung ihn anstarrende Gesicht, das er schon vorhin im Foyer des Bahnhofes bemerkt hatte.

„Arme Julia!“

Drittes Capitel.

Der Krieg hatte begonnen, jener gewaltige, blutige Kampf, der ein Kaiserthum zerschmettern und ein Kaiserthum mächtig und herrlich aufrichten sollte.

Wir haben am Schluß des vorhergehenden Bandes den Kaiser Louis Napoleon in den letzten Tagen des Juli in Metz verlassen, wohin er am 28. in großer Stille abgereist war. Alle seine Hoffnungen auf Allianzen hatten sich als trügerisch und leere Vorspiegelungen der chauvinistischen Partei erwiesen; Oesterreich-Ungarn, Dänemark hatten bereits am 18., England, das freilich später so krämerisch wortbrüchig sich erwies, am 19., Rußland am 23., Italien am 24. offiziell ihre Neutralität proklamirt, die süddeutschen Regierun-

gen hatten, unterstützt von der großen Mehrheit des Volkes, sofort sich für feste Bundesgenossenschaft mit Preußen erklärt, und der Kronprinz von Preußen war am 27. Juli nach Süddeutschland gegangen, um das Ober=Commando der, nach Moltke's Entwürfen gebildeten, namentlich die süddeutschen Truppen und das 5. und 11. preußische Armeecorps umfassenden dritten Armee zu übernehmen, die zum Schutze Süddeutschlands am Oberrhein operiren sollte. Die Aufnahme des preußischen Kronprinzen mit seiner gewinnenden, männlich edlen Persönlichkeit und dem vertraulichen Humor seines Wesens war überall eine enthusiastische gewesen.

Es ist ein alter Satz, daß Blut die beste Taufe, der wahre Kitt ist. Alle Mißstimmung, alle Differenzen in den von Preußen mit dem Kriege von 1866 erworbenen neuen Landestheilen waren mit einem Schlage beseitigt, wo es jetzt galt, das Gesammtvaterland gegen den alten französischen Erbfeind zu vertheidigen. Die Begeisterung war im Volk gleich groß wie in der Armee und jetzt bewährte sich die von dem Könige neu geschaffene Organisation der Armee, die umsichtige und redliche Leitung des Kriegsministeriums und die auf wissenschaftlicher und technischer Bildung beruhende

Schöpfung des großen Generalstabs in der glänzendsten Weise.

Mit einer an's Wunderbare grenzenden Genauigkeit waren alle Bewegungen der Truppen berechnet, um die Massen ohne Stockung zum Aufmarsch an den bestimmten Punkten zu concentriren; für Alles war gesorgt, und auf der deutschen Seite war in der That Wirklichkeit, was im Munde des französischen Kriegsministers, in der Versicherung an den Kaiser und in jenem berüchtigten Dialog zwischen ihm und dem Deputirten Keratry in der von dem gesetzgebenden Körper zur Prüfung der Kriegserklärung gewählten Kommission Prahlerei gewesen war:

Herr de Keratry: „Marschall sind wir bereit?"

Kriegsminister Marschall Leboeuf: „Vollständig bereit!"

Herr de Keratry: „Geben Sie uns Ihr Ehrenwort darauf? Bedenken Sie wohl, es würde ein Verbrechen sein, Frankreich unvorsichtig in einen Kampf zu verwickeln, der ohne Gleichen sein dürfte."

Kriegsminister: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß wir vollständig bereit sind."

Herr von Cassagnac: „Noch ein Wort. Was verstehen Sie mit den Worten „bereit sein?"

Kriegsminister: „Darunter verstehe ich, daß, wenn der Krieg ein Jahr dauern würde, so würden wir noch nicht einmal nöthig haben, einen Gamaschenknopf anzuschaffen."

Wir haben aus der Scene im Cabinet des Kaisers in der Präfectur zu Metz gesehen, daß ganz andere Dinge fehlten, als Gamaschenknöpfe. — —

Der Aufmarsch des deutschen Heeres gegen die französische Grenze war, diese und den Rhein deckend, in drei Armeen erfolgt: Die erste Armee, unter Befehl des General von Steinmetz, stand an der Saar, die preußische Grenze und die untere Mosel deckend, auf der Linie Saarlouis-Saarbrücken bis Blieskastel. Die zweite Armee, unter Befehl des Prinzen Friedrich Carl, mit dem 10. norddeutschen Armeecorps auf ihrer rechten Flanke, die Verbindung mit der ersten Armee gewinnend, deckte bei Homburg, Kaiserslautern bis Edenkoben die Pfalz und den Mittelrhein, die dritte Armee unter dem Kronprinzen von Preußen auf dem rechten Ufer des Oberrheins bewachte Baden und Süddeutschland.

Ihnen gegenüber bildete das französische Heer um Metz die Nordarmee unter Marschall Bazaine, die Süd-

armee im Elsaß mit Straßburg, die Reserve-Armee unter Marschall Canrobert in Chalons, Belfort und Nancy.

Drei deutsche Armeen bildeten daher die Vertheigung der Rheinlinie, zwei französische sollten den Angriffskeil bilden, unterstützt von einer dritten; aber ihr großer Fehler von Anfang war, daß sie bei Uebergabe der Kriegserklärung noch lange nicht in ihrer Aufstellung fertig und zum großen Vorstoß bereit waren, und so der deutschen Armee Zeit zur vollständigen Aufstellung und Entwickelung gaben, so daß diese nun selbst zum Angriff übergehen konnte. Vom 19. bis zum 26. Juli, also innerhalb sieben Tagen, war die Mobilmachung der gesammten deutschen Armee bewerkstelligt; der Aufmarsch derselben auf der Linie Trier-Landau war in dreizehn Tagen geschehen.

Dagegen hatten die Franzosen schon vor der Uebergabe der Kriegserklärung, die am 19. Mittags ein Uhr in Berlin erfolgte, die Feindseligkeiten begonnen, indem am Morgen dieses Tages Chasseurs d'Afrique die Grenze bei Saarbrücken überschritten hatten, von preußischen Ulanen aber zurückgeworfen wurden.

Während in den französischen Kammern und in der Presse betont wurde, daß der Krieg nur gegen die

Anmaßungen Preußens geführt würde und man nicht beabsichtige, deutsche Eroberungen zu machen, oder die schändlichen Verwüstungen der früheren Angriffe auf Deutschland zu wiederholen, hatte die französische Regierung an die süddeutschen Staaten eine Sommation gerichtet, in welcher Versprechungen für den Fall der Neutralität gemacht und die rücksichtsloseste Behandlung bei der Betheiligung, ja Baden geradezu Verwüstung im Styl Ludwig XIV. angedroht wurde. Aber die deutschen Fürsten und Volksstämme hielten fest zusammen und ihre Gesandten verließen Paris. Die Begeisterung für energische Abweisung des französischen Uebermuths wuchs mit jedem Tage, aller Parteihader war geschwunden und die Volksvertretungen wetteiferten in der Darbringung von Opfern für den Krieg.

Die schändliche Drohung abermaliger Verwüstung hatte Baden am 22. mit der Sprengung der Rheinbrücke bei Kehl erwidert. Der Großherzog hatte auf die französischen Lockungen die hochherzige Antwort gegeben: „Ich will lieber als ein einfacher Privatmann in Preußen leben, als jemals ein Rheinbundsfürst von Napoleons Gnaden werden!“

Am 21., 23., 24., 26., 27., 28. und 30. hatten

bereits kleine Vorpostenscharmützel stattgefunden, rheinische Ulanen einen Viadukt der Verbindungsbahn zwischen Saargemünd und Hagenau auf französischem Gebiet in die Luft gesprengt.

Am 26. hatte der württembergische Generalstabs-Offizier Graf Zepplin mit drei badischen Kameraden seinen berühmten Recognoscirungsritt in die französische Armee bei Hagenau gemacht.

Die Franzosen hatten am 30. in der Gegend von Forbach ein Lager bezogen, und die Höhen bei Stieringen und Spicheren mit Artillerie besetzt und verschanzt, von wo sie am 31. Saarbrücken, eine offene Stadt, ohne sonderlichen Erfolg beschossen. Man wußte preußischerseits bereits am 1. August, daß für den nächsten Tag ein größeres Unternehmen beabsichtigt wurde, und da um diese Zeit stärkere Truppenmassen noch nicht herbeigeführt waren, und man die wackere Garnison von Saarbrücken nicht opfern wollte, erhielt diese, aus einem Bataillon des hohenzollernschen Füsilierregiments Nr. 40 und drei Escadrons des rheinischen Ulanenregiments Nr. 7 bestehend, den Befehl, sich auf das andere Saarufer zurückzuziehen. Aber der tapfere Oberstlieutenant von Pestel erbat telegraphisch

die Erlaubniß, sich schlagen und nur der Uebermacht weichen zu dürfen, und die zur Aufnahme des braven Detachements, das sich bisher in allen Vorpostengefechten mit Glück geschlagen, beorderten zwei Bataillone blieben auf dem andern Ufer der Saar.

Der Kaiser Louis Napoleon brauchte für Paris einen Erfolg, und am Morgen des 2. August rückten die Franzosen mit drei Divisionen und dreiunddreißig Geschützen, vier Rohr- und eine Mitrailleusen-Batterie, auf der Straße von Forbach vor, und eröffneten von den Höhen des linken Thalrandes das Feuer gegen die drei Compagnien der hohenzollernschen Füsiliere, die vor der Stadt Stellung genommen, während die vierte Compagnie in der Stadt als Reserve geblieben war.

Das war jene glänzende Schlacht, in welcher der kaiserliche Prinz die Feuertaufe erhielt und auf der Höhe die Mitrailleuse drehte. Den Platz hat später ein humoristischer Rheinländer mit einem Denkstein verewigt, der — wie Luthers berühmter Tisch auf der Wartburg — bereits verschiedene Male hat erneuert werden müssen, weil die schaulustigen Reisenden so viele Ecken abgeschlagen und zum Andenken mitgenommen haben.

Von zehnundeinhalb Uhr Vormittags bis zwölf Uhr

hielten die drei, in Tirailleurketten aufgelösten Compagnien das Feuer aus, und wichen dann erst vor den niedersteigenden Massen. Um zwölf Uhr räumten die Füsiliere die Stadt und zogen auf das andere Ufer der Saar — von wo das ganze Detachement nach ein Uhr den Abmarsch antrat, unverfolgt vom Armee-Corps Frossard, und eine Meile nordwestlich von Saarbrücken das Bivouak bezog.

Der rechte Flügel der Franzosen hatte sich gegen den Exercierplatz dirigirt und General Frossard zog in Saarbrücken ein.

Als er auf dem Markt den Bürgermeister empfing, fragte er: „Auf Ihre Ehre, Herr Maire, von wie viel Truppen war die Stadt vertheidigt?“

„Auf meine Ehre, von siebenhundertfünfzig Mann.“

„Dann, Herr Maire, waren es Helden!“

Der Kaiser schämte sich doch, nach diesem glorreichen Sieg den Einzug in die eroberte Stadt mitzumachen. Aber am Abend des 2. August versetzten folgende zwei Telegramme Paris in Begeisterung:

Metz 2. August, 4 Uhr 50 Minuten Abends. Sieg bei Saarbrücken. Die Division Frossard hat drei preußische Divisionen über den Haufen geworfen und niederkartätscht, der Kaiser ist im Triumph nach Metz zurückgekehrt.

Metz 2. August, 5 Uhr 45 Minuten Abends. Erster Erfolg! Nach einem lebhaften Kampfe unter den Mauern von Saarbrücken, welcher von 10 Uhr Morgens bis 1 Uhr Nachmittags dauerte, ist die Stadt von unseren Soldaten genommen worden. Saarbrücken ist abgebrannt. Unsere Verluste sind unbedeutsam im Vergleich mit den feindlichen.

Louis hat die Feuertaufe erhalten, er hat eine bewundernswerthe Kaltblütigkeit bewiesen und war nicht im Geringsten erregt. Eine Division des Generals Frossard hat die Höhen genommen, welche die linke Seite von Saarbrücken beherrschen. Die Preußen haben einen kurzen Widerstand versucht. Wir waren in der vordersten Linie, aber die Kugeln fielen zu unseren Füßen. Louis hat eine Kugel aufbewahrt, welche dicht neben ihm niederfiel. Soldaten weinten, als sie ihn so ruhig sahen. Wir haben nur einen Offizier und zehn Mann todt. Napoleon.

Um vier Uhr war der Kaiser nach Metz zurückgekommen. Die Franzosen hatten trotz der kolossalen Uebermacht nicht einmal die Brücke über die Saar nach St. Johann sperren und besetzen können und Saarbrücken bald wieder geräumt und zogen sich auf die befestigten Höhen von Spichern zurück.

Sie gaben später ihren Verlust bei dem glänzenden Siege auf sechs Todte und siebenundsechzig Verwundete an — der preußische Gesammtverlust an Todten, an Verwundeten und Vermißten betrug vier Offiziere und

einundsiebzig Mann. Unter den verwundeten vier Offizieren befand sich der tapfere Chef der sechsten leichten Batterie, die allein den Artillerie-Kampf geführt hatte, Hauptmann von Helden-Sarnowski.

Die Pariser Journale verkündeten, daß Saarbrücken von zwanzigtausend Preußen besetzt gewesen und die vorgeschobenen Positionen mit dem Bajonnet genommen worden waren.

An diesem Morgen war der König Wilhelm in Mainz eingetroffen, hatte sein Hauptquartier im deutschen Ordenshaus genommen, und erließ jene kurze und begeisternde Proclamation an die Armee, mit der er den Oberbefehl über die gesammten Armeen übernahm.

An demselben Tage war die französische Flotte, welche die Kaiserin in Cherbourg besichtigt, in die Ostsee eingelaufen.

Der nächste Tag — der 3. August — war der Geburtstag König Friedrich Wilhelm III., den sein dankbares Volk so lange festlich begangen. Auch sein Sohn feierte ihn würdig in seinem Hauptquartier gegen denselben Feind, der vor sechszig Jahren sein Land geknechtet und seiner Mutter den Tod gebracht hatte: er feierte ihn durch eine Amnestie!

* * *

Der Kronprinz, der am 26. Juli Berlin verlassen hatte und wie schon erwähnt worden, in München, Stuttgart und Carlsruhe mit Enthusiasmus empfangen worden war, hatte am 29. Juli bereits das Commando der dritten Armee übernommen, und verließ am 31. August mit seinem Hauptquartier Speyer. Man wußte, daß die Franzosen den Schwerpunkt ihrer Operationen in die Nordarmee zu legen und über Saarbrücken in Preußen einzudringen beabsichtigten — deshalb sollte die deutsche Aggressive von Süden her gegen die Armee Mac Mahons erfolgen, die mehr nur zur Beobachtung aufgestellt worden; denn die Franzosen glaubten, durch die klugen Dispositionen der deutschen Generalleitung getäuscht, die diesseits der Grenzen die einzelnen vorgeschobenen Truppendetachements fortwährend wechseln und sich hin und her bewegen ließ, daß die deutsche Aufstellung bereits vollendet wäre, als dies noch kaum zur Hälfte der Fall war. Hatte sich doch die Escadron der siebenten Ulanen, die in Saarbrücken stand, vor dem Angriff schon am 31. Juli das Sonntagsvergnügen gemacht, bei dem Patrouillendienst den Franzosen mit weißen Papierkragen, Infanteriesalven und den weißen Helmen der dortigen Feuerwehr bald als Dragoner, bald als Küraſſiere zu erscheinen!

Ein leichter dünner Regen rieselte am Morgen herab — wie bei Königgrätz! sagten die preußischen Soldaten — als die Colonnen der dritten deutschen Armee von Landau her sich der Lauter näherten, dem französischen Grenzflüßchen am Fuß der Vogesen, an dem entlang vor den Stadtthoren von Weißenburg, seit 1247 einer der zehn freien Reichsstädte, die berühmten, 1705 vom Marschall Villiers zur Vertheidigung des ergaunerten deutschen Elsaß errichteten, zweiundeinehalbe Meile langen weißenburger Linien mit Brustwehren, Gräben und Redouten laufen. Auf dem rechten Flügel rückte die vierte bairische Division Graf Bothmer gegen die gutbefestigte Stadt, die von der Division Abel Douay — dem 10. Jäger-Bataillon, 50. und 78. Linien-Regiment, 1 Zuaven- und 1 Turco-Regiment, 4 Batterien und 1 Mitrailleusen-Batterie am Abend vorher besetzt worden war. Es galt diesen Knotenpunkt der linksrheinischen Bahnen, das Thor der Vogesen-Pässe zu nehmen.

Die Bayern hatten den Befehl, die Stadt anzugreifen, während das fünfte (posener) und elfte (Hessen-Nassau) Armee-Corps die möglicherweise stark besetzten Linien im Centrum nehmen und die badische

und württembergische Division unter General von Werder Lauterburg am Ende der Linien und am Rhein erobern sollte.

Der Kronprinz hatte sich schon um 6 Uhr zu der Tête der Avantgarde der vierten bayerischen Division begeben, die ihren Anmarsch von Nordosten her gegen die Stadt richtete.

Dieselbe bestand aus der 3. und 4. Escadron des 2. Chevauxlegers-Regiments Taxis, dem 10. Jägerbataillon, dem 3. Bataillon des 5. Infanterie-Regiments Großherzog von Hessen und einer sechspfündigen Batterie unter dem Commando des Obersten Mühlbauer. Für den Fall eines Zusammenstoßes mit dem Feind war mit den am Nachmittag vorher ausgegebenen Dispositionen die allgemeine Ordre ertheilt, daß sich alle Colonnen gegenseitig zu unterstützen hätten.

Bereits gegen 8 Uhr stieß die an der Tête vorgehende dritte Escadron unter Rittmeister Schmauß auf die ersten feindlichen Posten, die sich alsbald auf Weißenburg zurückzogen. Die Stadtthore waren geschlossen, die Wälle und der südlich gelegene Geisberg, eine überaus feste Position, zeigten sich von der feindlichen Infanterie besetzt. Die sehr günstige Stellung der

Franzosen glich ihre Minderzahl aus. Sie waren eben mit Abkochen und der Herbeischaffung von Bivouakbedürfnissen beschäftigt, als die bayerische Batterie auf der Höhe südlich von Schweigen, wo der Kronprinz mit seiner Suite Stellung nahm, auffuhr und das Feuer gegen die Stadt eröffnete.

Sofort entwickelte sich die bayerische Division zum Gefecht und es entspann sich ein lebhaftes Feuer gegen den in den Weingärten und auf den Wällen stehenden Feind. Vergeblich versuchte Oberlieutenant Emmerich mit einem Zuge Jäger bis zum Bitscher Thor zu dringen, die Hälfte der tapferen Schaar fiel im sumpfigen Stadtgraben und auch ihr Führer wurde verwundet. Die französischen Batterien, die im Süden der Stadt am Bahnhof postirt waren, hielten die deutsche Artillerie in Schach.

Zwei Mal versuchte die bayerische Infanterie, indem sie die in den Weinbergen postirten Turcos zurücktrieb, das Landauer Thor zu stürmen, die Versuche scheiterten an den aufgezogenen Zugbrücken und verbarrikadirten Eingängen unter dem starken Feuer der Vertheidiger.

Jetzt aber kamen auf der linken Flanke der tapfern Bayern die preußischen Corps heran, zunächst das fünfte

im Anmarsch auf das vorliegende von den Franzosen unbesetzte Altenstadt und den Bahnhof, — weiter nach Süden das elfte Corps unter Generallieutenant von Bose.

General Douay, ein alter Soldat, der 1848 mit seinem Jägerbataillon bei Sidi Brahim in Algier, 1855 als Oberst des zweiten Garde=Voltigeur=Regiments beim Sturm des Malakoff und 1859 im lombardischen Feldzug bei Medola Ruhm erworben, — erkannte bald das Gefährliche seiner Lage diesen Truppenmassen gegenüber; der Rückzug konnte nur von der rechten Flanke her, dem Geisberg und dem Bahnhof gedeckt werden, — und dorthin eilte der General.

Hier hatten die Franzosen ihre Mitrailleusen=Batterie aufgefahren — aber sie mußte nach wenigen Schüssen schon das Feld räumen vor den preußischen Granaten und General Douay fand hier seinen Tod. Auf drei Seiten war jetzt die französische Stellung bedroht, aber noch sollte es schwere Opfer kosten, sie zu nehmen.

Es war elf Uhr, als der Commandirende des fünften Corps Generallieutenant von Kirchbach mit seinem Stabe auf der Chaussee von Schweighofen bis dicht an die Wälle heranritt und den Bayern Unterstützung ver=

hieß. Der Commandeur des dritten posener Infanterie-Regiments erhielt den Befehl zum Angriff auf den Bahnhof. Major von Gronefeld führt das erste Bataillon längs der Pappel-Allee heran — zum Tode getroffen sinkt er vom Pferd — Lieutenant Neumann fällt, Hauptmann von Zittlitz wird tödtlich verwundet, Hauptmann von Sebottendorf hat das Commando übernommen, — auch er wird von dem sichern Feuer der Turcos, des ersten algerischen Tirailleur-Regiments, mit dem General Pallé den Bahnhof besetzt hat — verwundet — fast alle Offiziere sind gefallen — Lieutenant Spangenberg tritt an die Spitze des decimirten Bataillons und führt es wieder zum Angriff. Die Fahne wird von drei Kugeln durchlöchert, ihr Träger Sergeant Deptschinski fällt und das Panier entsinkt der erkaltenden Hand, da springt, selbst verwundet, der Bataillons-Adjutant Premier-Lieutenant Baron hinzu, ergreift die Fahne und schwenkt sie gegen die stockende Sturmcolonne! Ein Hurrah antwortet dem Tapferen, und vorwärts führt er sie in den Feind.

So dankt er seinem König, der dem im Mainfeldzug 1866 schmerzlich Verwundeten die Pflege zarter

Frauenhand gewährte, indem er ihm selbst die Mittel zur Verheirathung gab.

Die wilden Söhne Algeriens und der Wüste flüchten, die erregten Polen — das Regiment rekrutirt aus dem Großherzogthum, — die längst jede Scheu vor dem ungewohnten Anblick und dem bestialischen Geheul der schwarzen grimmigen Feinde überwunden haben, mit Kolben und Bajonnet hinterdrein — sie dringen durch Fenster und Thüren in das Bahnhofsgebäude, sie treiben durch Fenster und Thüren die wilden Krieger, — in toller Flucht wälzt sich der blutige Knäuel! zur Vorstadt — die Preußen zwischen ihnen, wer fällt, fällt! — Feldwebel Kaßner und Unteroffizier Spiller sind die Ersten, die durch das Hagenauer Thor in die Stadt dringen! Da kracht es rechts und links aus den Fenstern, aus den Kellern der Häuser — die Algierer haben sich da hinein geworfen und unterhalten ein mörderisches Feuer gegen die Preußen — diese werfen sich auf die Thüren, Sergeant Menz, Unteroffizier Umlauf, die Gefreiten Feschner und Münchberg sind die Ersten, die in die Häuser dringen und die schwarzen Schufte fassen! Kein Pardon! Lieutenant Bader wird durch einen Schuß aus einem Keller verwundet, mit einem

Beilhieb sprengt der Musketier Hahnfeldt die Thür und streckt mit dem zweiten Hieb den schwarzen Burschen nieder, der auf ihn anschlägt — mit zwei Kameraden holt er die andern sechs Feinde heraus!

Ein Hornsignal! Hurrah — das sind die fünften Jäger, die Görlitzer! die den tapfern Polen zu Hilfe eilen. Sie haben ihren Commandeur zu rächen, den Major Graf Waldersee, der schon vor Beginn des Angriffs tödtlich verwundet worden. Auch die Siebenundvierziger dringen in die Vorstadt.

Aber der Erfolg ist blutig erkauft! Als das erste Bataillon der Achtundfünfziger am Bahnhof sich wieder sammelt, fehlen zwölf Offiziere und 165 Mann! —

Zu gleicher Zeit haben die zehnten bayerischen Jäger ihren Angriff auf das Landauer oder deutsche Thor erneuert, Artillerie hierbei. Ein Zug der dritten schweren Batterie des Artillerie-Regiments Nr. 5 unter Lieutenant von Berge rasselt heran und protzt ab — die Granaten schmettern gegen die mächtigen Pfeiler von rothen Quadern und das dicke Eichenthor! Lieutenant Jamin mit zwei bayerischen Geschützen geht bis zum Grabenrand vor — Hurrah! das Thor bricht! Jäger und Leute vom dritten Bataillon des elften Infanterie-Re-

giments von der Tann klettern über die Brückenpfeiler, unter den kräftigen Axthieben des Soldaten Schroll rasselt die Zugbrücke nieder! Hurrah! vorwärts! die Stadt ist auch von dieser Seite genommen.

Am Hagenauer Thor strecken um einundeinhalb Uhr fünfhundert Mann des französischen Regiments No. 74 die Waffen.

Aber noch steht das Centrum in der fast uneinnehmbaren Stellung des Geisberges.

Eine Gruppe massiver Gebäude mit innerem und äußerem Hof, umschlossen von einer fünfzehn Fuß hohen Mauer bildet das feste Schloß. Alle in der Höhe angebrachten Fenster und Oeffnungen sind von den besten Schützen besetzt; terrassenförmig in Gärten fällt das Gelände nieder.

General von Kirchbach befiehlt den Angriff.

Die französische Batterie, welche bisher südwestlich vom Bahnhof aus den Nordabhang des Geisbergs schützte, hat dem preußischen Feuer von Wendhof her weichen müssen — ein Geschütz ist zurückgeblieben. Die erste Jäger-Compagnie eilt herbei, sich seiner zu bemächtigen. Aber die Franzosen eröffnen ein lebhaftes Feuer dahin und die Artilleristen jagen mit sechs frischen Pferden

zurück, es zu retten. Doch schneller sind die Jäger — Feldwebel Meyer nimmt sie in Flankenfeuer, mit aufgepflanztem Hirschfänger stürmen die Jäger heran, Oberjäger Hausknecht und Jäger Leuschner erreichen zuerst das Geschütz und stoßen seine Vertheidiger nieder! — Hurrah! Das erste französische Geschütz in dem Kriege ist genommen. Le Douai ist sein verhängnißvoller Name! Der erste General — die erste Kanone!

Die achtzehnte Infanterie-Brigade und das gemischte Detachement von Bothmer sind mit dem Sturm auf dieser Seite beauftragt. Das Königs-Grenadier-Regiment hat die Ehre, das Centrum des Angriffs zu bilden — ihm voran marschirt die zehnte Compagnie der Siebenundvierziger.

Aber auch von Süden her schließt sich die eherne Mauer um den bedrohten Berg. General von Bose mit den Hessen und Nassauern rückt an, die 41. Brigade mit fliegenden Fahnen und schlagenden Tambours kommt zum Angriff.

„Halt! halt!"

Ein Füsilier läuft athemlos die Sturmkolonne des ersten Bataillons des Regiments No. 80 entlang an

dem Obersten von Colomb vorüber — ein Krankenwärter hinter ihm drein.

„Was ist's? was giebt's?"

Der Soldat hat endlich seine Compagnie erreicht — bereits pfeifen die französischen Kugeln vom Geisberg her. Athemlos stürzt er zum Hauptmann. „Füsilier Maus meldet sich als Reconvalescent!"

Der Krankenwärter keucht heran. „Der Doctor hat den verfluchten Kerl im Bivouak bei Rohrbach wegen Magenkrämpfen auf den Krankenwagen geschickt, die ganze Nacht hat er sich gewunden, wie ein Wurm, — nun als er das Feuer hört, will er auf einmal besser sein und ist ohne Erlaubniß des Doctors davon gerannt."

Ein schallendes Gelächter giebt ihm die Antwort und das entwischte Mäusle grinst aus dem Gliede ihm höchst vergnügt nach, als es im Sturmmarsch jetzt vorwärts geht, und ist gleich darauf einer der Ersten im Schloß, bis es ein tüchtiger Schuß in's Bein wieder auf den Krankenwagen bringt!

Die 10. Compagnie der Siebenundvierziger hat den Feind von der nächsten Höhe vertrieben; aber jetzt kommt mit schlagenden Tambours das Königs-Grenadier-

Regiment heran. Das Füsilier-Bataillon rechts, das 2. links an ihm vorüber — vorwärts gegen die Hopfengärten. Major von Winterfeld von den Siebenundvierzigern ist gefallen — nach kurzem Kampf sind die Gärten genommen — aber furchtbar räumt das Feuer des Feindes aus seinen gedeckten Stellungen unter den Grenadieren.

Major von Kaisenberg führt die 9., 11. und 12. Compagnie zum Sturm. Ohne einen Schuß zu thun, folgen die tapferen Füsiliere ihrem voraneilenden Führer durch das mörderische Feuer, ihr Weg ist mit Todten besät. Zwei Mal wird die Fahne durchschossen, ihr Träger fällt. Major von Kaisenberg ergreift das obere Ende der Fahne. „Vorwärts, Füsiliere!“ Die Kugeln durchbohren ihn. Der Führer der 9. Compagnie, Premier-Lieutenant Simon, erhebt sie auf's Neue — auch er stürzt! Die Führer der 11. und 12. Compagnie fallen — elf Offiziere, neun Unteroffiziere, 157 Mann des tapfern Bataillons decken den Weg zu dem todspeienden Schloß, ehe es einem Theil der 8. Compagnie gelingt, von Süden her sich im äußeren Schloßhof festzusetzen.

Nur mit der äußersten Anstrengung gelingt es

endlich, Artillerie durch den eingeweichten Boden zur Höhe zu bringen, die dem feindlichen Schützenfeuer auf geringe Entfernung ausgesetzt ist. Aber endlich ist die Batterie gerichtet und eröffnet ihr Granatenfeuer gegen das Schloß. Andere Batterien eilen herbei und verstärken den Angriff.

Währenddessen wird General von Kirchbach von einer Chassepot-Kugel am Hals getroffen und muß zurückgebracht werden.

Im Süden und Westen hat das 11. Corps die französischen Bataillone und die dort haltenden zwei Reiter-Regimenter zurückgedrängt; — jetzt endlich, um 2 Uhr, ergiebt sich die Besatzung des Schlosses, der Feind ist auf allen Punkten zurückgeworfen und das 4. Dragoner-Regiment verfolgt ihn auf der Straße nach Sulz.

Es ist 2 Uhr, als der Kronprinz das Schlachtfeld bereitet. Ein stürmischer Jubel begrüßt ihn — es ist die erste gewonnene Schlacht.

An 1000 unverwundete Gefangene sind in die Hände der Deutschen gefallen, — aber mit schweren Verlusten ist der Sieg erkauft — 91 Offiziere und 1460 Mann sind todt und verwundet.

Um dreiundeinhalb Uhr ward Ordre zum Bivouakiren gegeben, die Bayern lagern östlich und nördlich der Stadt. Hier war es, wo die klassische Anekdote vorfiel, daß, als der Kronprinz an einem der Bivouaks vorbeireitet und den Salutirenden sagt: „Ich habe allen Respekt vor den braven Bayern!“ ein alter Corporal ihm antwortet: „Ja, schaun's, Königliche Hoheit, hätten Sie holter uns damals im Jahr 1866 kommandirt, da hätten's seh'n solle, wie wir die Malefizpreuße sackrisch verhauen hätte!“

In der Stadt, an den Ambulancen, die anfangs, weil man nicht auf ein schweres Treffen gerechnet, nur in sehr ungenügender Zahl zur Stelle waren, üben die barmherzigen Schwestern aus dem Kloster der Stadt ihr edles Werk. — Auf dem Bahnhof, in dem ehemaligen Raum der Douane, sitzen zwei Männer, der alte Gemeindevorsteher eines nahen Dorfes mit finsterem, fanatisch starrem Gesicht und ein jüngerer, verlodderter Mensch von wüstem, tückischem Aussehen. Der Alte hat einem jungen bayrischen Jäger, der verwundet auf dem Schlachtfelde lag, mit einer Sichel den Kopf gespalten, — der andere die Todten beraubt und auf einen schwarzen Husaren geschossen.

Es war der Beginn jener Reihe von Schandthaten die auf den Schlachtfeldern von der fanatischen Bevölkerung an den Einzelnen und Verwundeten verübt wurden und die der Prinz von Joinville als heldenhaften Patriotismus bezeichnete!

Ein junges Mädchen mit dem Genfer Kreuz, eine jener Frauen, die bereits dem Heere folgten, um den Dienst in den Lazarethen zu übernehmen, hatte die That der Beiden mitangesehen und bayrische Soldaten herbeigeholt, um sie zu fangen. Das Kriegsgericht und die Kugel erwarteten die Mörder. —

Viertes Capitel.

Es war am Tage nach dem ersten siegreichen Treffen — am Freitag den 5. August — und wir sind im goldenen Mainz, der alten Drusus-Stadt!

Wer ist nicht einmal, sei es in alten oder jungen Tagen, unsern schönen grünen Rhein hinaufgezogen — wer kennt das sonnige Mainz nicht, den gewaltigen Brückenkopf Deutschlands gegen das ewig lüsterne Frankreich?!

Ein munteres, belebtes Treiben füllt dort stets die zum Theil engen Straßen — aber das Leben und Treiben, was jetzt dort herrschte, überstieg alles gewohnte Maß.

Am 26. hatte der Oberbefehlshaber der zweiten deutschen Armee, Prinz Friedrich Carl, hier sein Haupt-

quartier genommen, aber bereits am 28. es auf der großen Kaiserstraße, weiter nach Westen, in die bayrische Rheinpfalz verlegt, zunächst nach Alzey, wo der Nibelung der Spielmann Volker seine Burg gehabt, und dann nach Homburg. Dafür war am Morgen des 2. August König Wilhelm mit dem großen Hauptquartier, dem Generalstab und dem Bundeskanzler-Amt in Mainz eingetroffen und hatte dort das Hauptquartier bezogen und den Oberbefehl des Heeres übernommen.

Nicht allein, daß der Durchzug der Truppen Tag und Nacht zur französischen Grenze gedauert, die Vorbereitungen für eine etwa nöthig werdende Vertheidigung hatten viele tausend Hände in Bewegung gehalten. Mit wunderbarer Schnelligkeit war die Armirung vollendet worden — in Zeit von drei Tagen war die Riesenarbeit vollbracht, und zwölfhundert Feuerschlünde waren bereit, die deutschen Kugeln den Franzosen entgegenzuschleudern. — Durch die marschirenden Truppen, die vom Bahnhof kommen, oder zu ihm ziehen, winden sich lange Artillerieparks und Proviantzüge — ganze Heerden von Schlachtvieh werden nach den Wallgräben der oberen Festung getrieben. Feldschmieden, Postwagen, Ordonnanzen, Müßiggänger und geschäftige Leute, die

Waffe und das Genfer Kreuz, Equipagen und Reiter, Männer, Frauen und die liebe, niemals fehlende Schul- und Straßenjugend — all' das bunte Durcheinander und in steter Bewegung giebt ein Bild, wie es eben nur in solchen Tagen möglich ist.

Hauptsächlich groß ist der Andrang von Publikum und Militairs vor der Auffahrt des deutschen Ordenshauses, das mit dem daneben belegenen Zeughause nach dem Rhein hinausschaut. Nur mit Mühe halten die beiden berittenen Stabswachen den Platz vor dem Eingang frei, denn stunden-, ja tagelang belagert ihn die Menge, um all' die Celebritäten zu sehen, die da kommen und gehen, vor Allen den greisen und doch lebensfrischen Monarchen, den König und Kriegsherrn, der hier wohnt, und von demselben Hause, in dem vor länger als einem halben Jahrhundert, der große Schlachtenkaiser Napoleon wohnte, wenn er seine Cohorten in die gesegneten Fluren Deutschlands führte, — seine Heersäulen sendet zur Rächung des französischen Uebermuths, der einst seinem Vater und seiner herrlichen Mutter so trübe Tage des Kummers und der Schmerzen bereitet hatte.

Aus demselben Hause sandte einst der deutsche Geist

seine zündenden Blitze hinaus in die Welt, im Kampf gegen Dummheit und Arglist, gegen Knechtung und Aberglauben: in diesem Hause stand vor vierhundertzwanzig Jahren Gutenbergs Druckerei!

Ob wohl diese Gedanken und Erinnerungen durch den Geist des hohen Herrn zogen, der in dem schnell in gewohnter Weise etablirten großen Arbeitszimmer unfern des Fensters stand und auf den sonnigen Rhein schaute, dessen grüne rebenbedeckte Ufer ihm der Franken-Kaiser entreißen wollte? Erinnerungen waren es sicher, denn der König hatte das Papier, das ihm eben sein Kanzler, der Eiserne Graf, wie ihn bereits das Volk nannte, überreicht hatte, auf die Fensterbank gelegt, ohne es anzusehen.

„Wissen Sie auch, lieber Graf, welchen Jahrestag wir gestern hatten?“

„Keinen glorreicheren und wichtigeren für Preußens und Deutschlands Zukunft, als Eure Majestät gestern erfahren in der Nachricht von unserem ersten Siege auf französischem Boden. Gestatten Eure Majestät meinen Glückwunsch darzubringen zu dieser Weihe des Bundes zwischen dem Norden und Süden, gerade durch die Hand Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen!“

Der König reichte ihm die Hand, sein freundliches und doch so energisches Gesicht leuchtete förmlich in dem Schimmer herzlicher Freude. „Ja, Sie haben Recht, und das sagte ich eben auch dem Großherzog, der bei mir war. Gerade daß Fritz mit unseren alten und neuen Soldaten und mit den Bayern zusammen das erste Treffen geschlagen und gewonnen, das ist's, was mich so herzlich freut. Aber leider hat es viel Blut, sehr viel Blut gekostet! Meine armen Grenadiere, die braven Schlesier und Polen! — denken Sie" — der König nahm ein Telegramm vom Tische auf — „vor einer Stunde habe ich den näheren Rapport über die Verluste erhalten, — denken Sie 55 Offiziere und 813 Mann, darunter 18 Offiziere und 162 Mann todt! Das erste Bataillon der Achtundfünfziger allein hat 12 Offiziere, meine Grenadiere haben 23 Offiziere und 329 Mann verloren!"

„Majestät — es ist schlimm — aber ohne Opfer läßt sich nun einmal nichts Großes gewinnen, — und dieser rasche Sieg war nothwendig, um die Stimmung wieder zu heben, die auf die lügenhaften Nachrichten von Saarbrücken bereits besorgt zu werden begannen."

„Steinmetz wird morgen oder übermorgen dort

schlagen, die Franzosen haben eine sehr starke Position auf den Spicherer Höhen eingenommen und es wird viel Blut kosten. Aber das Alles war es nicht, woran ich Sie erinnern wollte. Gestern vor vier Jahren kehrten wir nach Berlin zurück!"

„Von den Thoren Wiens!"

„Ja — und vor sieben Jahren lehnte ich die Einladung zu jenem thörichten Congreß im frankfurter Römer ab, welcher recht eigentlich den deutschen Bruderkrieg hervorgerufen, der mir so manche schwere Stunde bereitet hat!"

„Und ohne den schwerlich heute bei dem lange vorherzusehenden Angriff der napoleonischen Politik und Revanchegelüste Preußen mit den deutschen Südstaaten Schulter an Schulter gegen den alten Erbfeind marschirte."

„Sie haben wohl Recht — doch thut es mir immerhin leid, daß dabei die weißen Uniformen unserer alten Bundesgenossen von 1813 und 15 fehlen. Wissen Sie — man hat mir da von Wien unter meiner Adresse eine Anklage gegen Sie geschickt, eine Nummer des Wiener Tageblattes, mit einem sogenannten „offenen Sendschreiben" des General Türr an Sie, in dem er

Sie beschuldigt, ihm im Juni Sechsundsechszig und Siebenundsechszig allerlei Vorschläge für den Kaiser Napoleon zur Erwerbung Belgiens und Luxemburgs gemacht zu haben.“

Der Bundeskanzler lächelte spöttisch. „Ein kleiner Winkelzug der Politik des Herrn von Beust zur Unterstützung der Erwiderung des Herzogs von Gramont auf meine Enthüllungen über die alten Vorschläge aus den Tuilerien. Ich erlaube mir, Eurer Majestät diese klägliche Erwiderung in dem Rundschreiben an die französischen Gesandtschaften hier zu überreichen. Eure Majestät wissen, daß ich damals jenen General Türr auf besonderen Wunsch des Kaisers Napoleon empfangen habe, der schon vorher von derselben Seite als politisch ganz unzuverlässig und höchstens als mititärisch verwendbar bezeichnet wurde, und seine Vorschläge und Mittheilungen anhörte, ohne ihm je eine mündliche oder schriftliche Antwort gegeben zu haben. Solchen Vorschlägen ist man immer ausgesetzt, und die Herren legen sich mit beliebiger Phantasie die Antworten dann selbst zurecht, wenn sie auch in Wirklichkeit kein Wort gehört haben. Es sollte mich wundern, wenn dieser lange Ungar und ehemalige Adjutant Garibaldi’s die einzige Episode bildete, welche

die Revolution gegen uns ausspielt. Nur hätte ich in der That Graf Beust für klüger gehalten."

Der König, der das ihm überreichte französische Memoire flüchtig durchblickt hatte, wandte die Augen scharf und fragend auf den Minister. „Wie meinen Sie das? Sollte die Neutralität Oesterreichs nicht zuverlässig sein und sollten wir einen Feind im Rücken lassen?" fragte er.

„Einen geheimen gewiß — ob einen öffentlichen und activen, das wird von den Umständen, jedenfalls von unseren ersten Erfolgen abhängen. Ich muß Eurer Majestät melden, daß nach dem heute Morgen durch den Feldjäger eingegangenen Bericht des Herrn von Thile aus Berlin der ungarische Landtag zwar vorgestern geschlossen, aber sogleich auf gestern wieder einberufen war, und daß demselben besondere Vorlagen über eine erste Mobilisirung oder über eine, wie man es zu nennen beliebt, Erhöhung der Wehrkraft des Landes gemacht werden soll. Cavalleriemannschaften und Fahrkanoniere werden bereits einberufen, die Cadres der Artillerie werden durch Einstellung einer Anzahl von Unteroffizieren complettirt. Man macht bedeutende Pferde-Ankäufe und die Befestigungsarbeiten der Enslinie

werden mit einem gewissen Eifer betrieben. Kurz — man scheint sich für eine bewaffnete Neutralität entschieden zu haben, und wie leicht diese in eine Action übergehen kann, wissen Eure Majestät."

Der König neigte ernst den Kopf. „Ich glaubte, Sie wären des Grafen Andrassy sicher?"

„Ich schenke in der That auch seinen früheren Versicherungen noch vollen Glauben. Indeß, der Graf Andrassy ist nicht Reichskanzler und Herr von Beust leitet die auswärtige Politik. Herr von Beust wird immer und in jeder Phase im Stillen ein Gegner Preußens bleiben."

„Sollten diese militärischen Maßnahmen nicht vielleicht mit den Rüstungen Italiens in Verbindung stehen?"

„Das ist, was ich glaube und hoffe. In der Abgeordneten-Kammer hat Laporta dieser Tage die Kündigung des September-Vertrages mit Frankreich verlangt, was einer Demonstration zu Gunsten Deutschlands gleichkommt. Der italienische Ministerpräsident Lanza hat ein sehr gutes Correctiv gefunden mit der Erklärung, daß eine solche Politik die Räumung des Kirchenstaates verhindern würde. Die Kammer hat weitere fünfzehn

Millionen für Heer und Flotte bewilligt. Die Regierung sammelt Truppen an der römischen Grenze, nach den heutigen Nachrichten auch bei Verona, und armirt die Befestigungswerke von Venedig. Die Flotte hat Ordre, sich vor Civita-Vecchia zu legen."

„Aber da sehen Sie ja, lieber Graf," sagte hastig und sichtlich erfreut der König, „daß die österreichischen Rüstungen sich wahrscheinlich auf eine Action in Italien beziehen."

„Die letzten französischen Besatzungstruppen werden heute oder morgen eingeschifft. — Oesterreich hat sehr wenig Ursache, sich in diesem Augenblick des Papstes anzunehmen, nachdem es in Folge des letzten Concilsbeschlusses einfach das Concordat gekündigt hat."

Der König machte eine theilnehmende Bewegung. „Es thut mir in der That leid um den alten Herrn, daß ihm am Ende nicht einmal das Gebiet der Stadt bleiben soll. Ich muß Ihnen gestehen, lieber Graf, daß mich der Brief des Papstes Pius vom 22. wirklich gerührt hat."

„Eure Majestät haben ihm ja auch in diesem Sinn geantwortet. Aber ich erlaube mir, Eure Majestät zu bitten, nicht vergessen zu wollen, daß selbst in jenem

Briefe bereits ein gewisser Hauch jener beanspruchten Suprematie des unglücklichen Dogma's der Unfehlbarkeit liegt, die uns später noch Viel zu schaffen machen kann. Man scheint sich in Rom sehr zu täuschen, und ich werde dem Grafen Arnim bei seiner bevorstehenden Rückkehr Instructionen geben müssen, die jeder Täuschung ein Ende machen. Wir dürfen uns Italien und der dortigen öffentlichen Meinung nicht feindlich gegenüber stellen."

„Aber Oesterreich?"

„Ich werde General von Schweinitz mit offenen Erkundigungen beauftragen. In Deutsch-Oesterreich und in Ungarn spricht sich die allgemeine Stimmung für uns aus. Das Cabinet von Wien würde sich doch einer großen Gefahr aussetzen, diese zu zwingen. Ueberdies ....."

„Nun?"

„Der russische Reichskanzler, Fürst Gortschakoff, ist gestern in Berlin eingetroffen."

„Ah!"

„Herr von Thile telegraphirt, daß er bereits eine vorläufige Unterredung mit ihm gehabt, und daß der Fürst mit großer Bestimmtheit die Zusicherungen des

petersburger Cabinets wiederholt hat, unbedingte Neutralität und Sorgetragung, daß diese auch von anderer Seite aufrecht erhalten werde. Herr von Wassiltschikow in Wien und Baron Morenheim in Kopenhagen haben ganz bestimmte, dieser Absicht des Kaisers entsprechende Instructionen erhalten."

„Ah — ich wußte es wohl, daß uns der Kaiser Alexander nicht im Stich läßt. Ich werde noch besonders danken."

„Es dürfte also nicht von österreichischer Seite sein, woher uns Schwierigkeiten kommen könnten . . ."

„Woher meinen Sie sonst?"

„Eure Majestät wollen die Gnade haben, sich in näherer Durchsicht dieses Schriftstückes des Herzogs von Gramont zu überzeugen, welche Rolle Lord Clarendon und Lord Granville bei den Verhandlungen zwischen Frankreich und uns gespielt haben. Lord Lyon ist ein ausgesprochener Gegner Deutschlands, deshalb hat auch der Schutz der deutschen Angehörigen in Paris dem amerikanischen Gesandten übertragen werden müssen. Das am 27. dem Parlament vorgelegte Blaubuch ergiebt auf das Eclatanteste, wie wenig es der englischen Regierung wirklich ernst gewesen ist, den Krieg zu ver-

hindern. Unser Handel ist und bleibt ihr ein Dorn im Auge und neuerdings unsere Flotte. — Die Forderung von zwei Millionen Pfund Sterling im Unterhaus zu Rüstungen am 1. August, die Erklärung Gladstone's über die Kohlenausfuhr, seine Rede beim Banket des Lord-Mayor an demselben Tage, in der er England ganz offen ein Eintreten in den Krieg vorbehält unter dem Prätext von Belgien, dessen Neutralität wir nicht im Entferntesten bedrohen, — das Alles deutet ganz klar auf die Wiederholung jener Politik, die aus dem Kriege für sich selbst wieder den möglichsten materiellen Nutzen zu schlagen sucht und bei dem Verlauf und Ausgang eine gleich tendenziöse Einwirkung sich vorbehalten möchte. Es ist meine Pflicht, — selbst auf die Gefahr hin, mir den Unwillen einflußreicher Personen zuzuziehen, — Eure Majestät schon jetzt darauf aufmerksam zu machen, daß die öffentliche Stimme in Deutschland bereits sich dagegen auflehnt, daß bei dem künftigen Friedensschluß auswärtige diplomatische Einflüsse sich geltend machen könnten. Preußen hat auf dem Wiener Congreß die traurige Erfahrung zur Genüge gemacht, wie seine Opfer gelohnt worden sind, und das Blut zweier Kriege hat ihm erst die Stellung verschaffen

müssen, die ihm schon damals zukam, und um welche die Eifersucht eines Castlereagh uns brachte. Eurer Majestät Weisheit und Gerechtigkeit werden dafür sorgen, daß die Opferbereitheit der Nation nicht vergeblich gewesen ist."

Der König hatte mit großem Ernst den entschlossenen und patriotischen Worten seines Kanzlers zugehört. „Nehmen Sie mein königliches Wort darauf," sagte er mit fester Stimme, ihm die Hand reichend, „daß — wie Gott der Herr auch entscheide — nur die Interessen meines Volkes, keine anderen! in dieser Brust ein Echo finden sollen. Erinnern Sie mich an diese Stunde, wenn solche Einflüsse sich geltend machen wollen. — Und nun — haben Sie mir noch diplomatische Berichte zu erstatten? Ich habe heute noch Kriegsrath."

„Nur wenige. In Belgien hat bei den Wahlen die klerikale Partei die Majorität erhalten, was einen theilweisen Ministerwechsel veranlaßt hat. Die Kündigung des französischen Handelsvertrages an den Zollverein ist in Berlin eingegangen. In Kopenhagen ist der frühere französische Gesandte in München, Herzog von Cadore, zu Unterhandlungen eingetroffen; in Turin und Florenz bemüht man sich noch immer eifrig, trotz

der längst erfolgten definitiven Neutralitäts-Erklärung, ein Bündniß anzubahnen. — Der Amnestie-Erlaß Eurer Majestät ist bereits publicirt und hat überall den besten Eindruck gemacht. Die Stimmung in Berlin ist fortdauernd eine enthusiastische, selbst die Witzblätter, die früher der Regierung so manche Sottise sagten, der «Kladderadatsch» und die «Wespen» wirken auf das Anerkennenswertheste mit Wort und Bild. Das schon 1866 für die Soldaten ausgegebene „Hurrah!“ von Hesekiel und Goedsche ist wieder erschienen und bringt manchen hübschen Zug.“

„Hesekiel! — richtig — er hat gestern ein hübsches Gedicht an mich gerichtet. Ein wahrer Patriot! — Meine Berliner sind doch überhaupt, wenn es gilt, jeder Begeisterung fähig und immer practisch und opferbereit! — Ich habe mich wirklich gefreut über die raschen und practischen Einrichtungen auf dem Potsdamer und Anhalter Bahnhof zur Erfrischung der durchpassirenden Truppen bei der Sommerhitze. Uebrigens habe ich ähnliche auf fast allen Stationen gefunden, die ich bis hierher passirte. Man sieht so recht, wie das Volk sich trotz aller Kammerdebatten in der traurigen Zeit des Conflicts sich Eins weiß mit der Armee. — Freilich —

man macht auch bittere Erfahrungen — so noch kurz vor meiner Abreise. Ein Mann, dem ich nie das zugetraut, der immer seinen Patriotismus betheuert, wollte nicht einen seiner Söhne in's Feld schicken, während ich mit Freuden meinen Einzigen einsetze! — Doch — sehen Sie einmal, Graf, was ist dort unten mit Moltke? — Er liest wahrhaftig unseren blauen Jungens selbst etwas vor — am Ende den Bericht von Weißenburg, den er mir bringen wollte! Nun — dann haben sie's aus erster Hand und ich warte gern!"

Der Bundeskanzler war hinter den hohen Herrn an das Fenster getreten und sah hinunter. „Wahrhaftig," sagte er lachend, „sie haben Excellenz gut in der Klemme!"

Ein unendlicher Jubel aus der Menge stieg herauf, als man den König mit dem Grafen Bismarck am Fenster erblickte, denn der Platz vor dem Ordenshause war am Abend nach dem Eintreffen der ersten Nachricht von dem Weißenburger Siege und jetzt wieder seit dem frühen Morgen von begeisterten Volksmassen dicht gefüllt. Es war in der That auch der große Schweiger, der Chef des Großen Generalstabes, den die Soldaten umringten. Er war auf dem Wege vom Holländischen Hof, wo er

mit seinem Stabe logirte, nach dem deutschen Ordenshause, in dem auch der größte Theil des Hauptquartiers seine Unterkunft gefunden, während das Bundeskanzler-Amt im Kupferberg'schen Hause im Neuen Kästrich einquartiert war, — von den Soldaten sofort erkannt und sofort umringt worden. Die Dreistesten fragten zuletzt nach den Neuigkeiten von der Schlacht, und der General zog in der That den Brief des Oberstlieutenant von Verdy aus der Tasche, der am Nachmittag des 3. aus dem großen Hauptquartier zum Kronprinzen gesandt worden war zur mündlichen Besprechung der militärischen Sachlage, — und las ihnen das, was für sie von Interesse sein konnte, vor.

Die begeisterten Soldaten, wieder umdrängt vom Publikum, begleiteten den General bis zum Deutsch-Ordenshause, wo er sie mit einem Lächeln der Befriedigung auf den sonst so ernsten Zügen ermahnte, ihren süddeutschen Brüdern nachzueifern und standhaft zu sein, wie sie — und sie dann fortschickte, weil der Kriegsherr gar viel zu arbeiten habe. Unter dem Hurrah der Menge trat er in das Haus.

Der Bundeskanzler beurlaubte sich. Er war schon in der Thür, als der König ihn zurückrief.

„Noch Eins, lieber Graf! Sagen Sie, das schöne Lied, das uns jetzt auf allen Wegen begrüßt, die „Wacht am Rhein“ — weiß man noch immer nicht, wer der Verfasser war? Ich möchte ihm gern eine Freude machen, wie er so viele Herzen damit erfreut hat.“

Der Kanzler zuckte die Achseln. „Herr von Keudell, der sich darauf versteht, sagte mir, daß es schon aus dem Anfang der vierziger Jahre stammt, daß der Verfasser aber leider unbekannt, wahrscheinlich schon gestorben ist, es findet sich damals nur mit „M. Sch.“ unterzeichnet. Dagegen kennt man den Componisten ganz gut, es ist der Musikdirector Karl Wilhelm, er lebt jetzt in seiner Vaterstadt Schmalkalden.“

„Gut — ich werde mir den Namen merken. Erinnern Sie mich daran bei passender Gelegenheit! Aber, hören Sie, vergessen Sie auch den Dichter nicht, vielleicht hat er arme Hinterlassene!“

Der Graf salutirte und verließ das Gemach. Der Flügeladjutant vom Dienst, Oberstlieutenant Graf von Lehndorff — der schöne Lehndorff, wie er in Berlin hieß — meldete den Chef des großen Generalstabs.

„Herein, herein!“ rief der König, „und sehen Sie nach, lieber Lehndorff, ob Roon und die anderen Herren schon zum Kriegsrath versammelt sind. Sobald dies der Fall, melden Sie mir's!“

Der General Freiherr von Moltke trat ein. Der König ging ihm einen Schritt entgegen und reichte ihm die Hand.

„Nun, ist de Claer zurück?“

„Zu Befehl, Majestät, vor einer Stunde.“

„Und die Nachrichten, die er bringt? Was macht der Kronprinz?“

„Vortrefflich! — Die Armee hat heute Morgen den Vormarsch über Sulz auf Wörth und Hagenau angetreten, nachdem sie größtentheils auf dem Schlachtfelde selbst bivouakirt hatte. Die Verfolgung des Feindes hat nur durch die Corps-Cavallerie erfolgen können, da die vierte Cavalleriedivision nicht früh genug auf dem Rendezvous eintreffen konnte. Seine Königliche Hoheit hoffen morgen oder übermorgen auf das Corps des Marschalls Mac Mahon zu treffen und dann übermorgen zu schlagen. Blumenthal sendet mir die Dispositionen — sie sind gut.“

„Und Nachrichten von der ersten Armee?“

„Ich war im telegraphischen Büreau, ehe ich mich melden ließ. Steinmetz will morgen die Franzosen auf den Spicherer Höhen angreifen.“

„Um's Himmelswillen — er wäre toll genug dazu! Das «Schweinschädel» spukt ihm noch immer im Kopf und er kennt keine Schonung von Menschenleben. Er soll sie festhalten, bis Friedrich Carl von Saargemünd her sie bedrohen kann. Doch das ist Sache des Kriegsraths. — Nachrichten aus Homburg?“

„Ein Offizier hat die Dispositionen bis zum 7. überbracht. Seine Königliche Hoheit hat die schwierigste Aufgabe zu der beschlossenen großen Bereitschaftsstellung durch die Defileen des Berglandes. Der Bericht und das Schreiben von hier haben sich gekreuzt. Der Offizier geht sogleich mit vervollständigten Instructionen zurück.“

„Sein Name?“

„Lieutenant von Büchenfeld.“

„Ich erinnere mich des Vaters — ein braver alter Offizier, jetzt in Pension. — Bitte, senden Sie den Lieutenant vorher noch zu meinem Bruder, vielleicht hat er für den Prinzen Friedrich Carl Aufträge.“

Der General verneigte sich.

„Von der Küste Neues?“ fragte der König.

„General Vogel von Falckenstein telegraphirt, daß die französische Flotte Korsöer passirt hat. Man glaubt, daß sie sich nach dem Kieler Meerbusen wenden wird. Ich bin der Ansicht, daß diese ganze Flottendemonstration eine sehr unnütze Sache ist. Wir sind vollständig gerüstet, und die Abtheilung des Admirals Villaumez hat nicht einmal Landungstruppen. Wir haben die zuverlässigsten Nachrichten, daß die französische Flotte keineswegs zu einem Kriege im Stande ist. — Ueber Brüssel kommt die Nachricht, daß man in Paris die weitere Absendung von Mobilgarden in das Lager von Chalons ausgesetzt hat, weil die ersten sich dort schon so ohne Rand und Band betragen haben, daß man froh wäre, sie wieder los zu sein. Ich bin überzeugt, daß sich bei der ersten verlorenen Schlacht der Mangel an strenger Disciplin und Bildung in der französischen Armee schwer rächen wird.“

„Das ist ein großer Vortheil, den wir vor ihnen voraus haben.“

„Die Franzosen,“ fuhr lächelnd der General fort, „wollen Deutschland erobern, und ich möchte wetten, daß nicht der hundertste Offizier eine Karte von Deutsch-

land besitzt, während jeder deutsche Offizier die von Frankreich im Tornister hat, ja selbst ein großer Theil der Soldaten."

„Nun denn, mit Gott vorwärts — wir haben redlich das Unsere gethan, und auch das Land thut es. Wie mir Camphausen berichtet, sind in zwei Tagen, gestern und vorgestern allein über achtundsechszig Millionen Thaler auf die Bundesanleihe gezeichnet worden. Aber da kommt Lehndorff, um mir zu melden, daß die Generale versammelt sind!"

Es war in der That der schöne Flügeladjutant, ein Liebling des Königs und des ganzen Hofes.

„Eurer Majestät habe ich die Ehre zu melden, daß die Herren Generale versammelt sind. — Seine Durchlaucht der Fürst Pleß fragt, ob er die Gnade haben kann der Aufwartung?"

Der König war bereits an der Thür. „Kommen Sie, lieber Moltke! — Ah, Durchlaucht, ich bedauere, aber ich muß gerade in den Kriegsrath. Haben Sie etwas Dringendes?"

Der junge Fürst von Pleß, der Besitzer des berühmten Bades Salzbrunn und der schönen Herrschaft Fürstenstein im Riesengebirge, eine hohe, aristokratische,

schlanke Gestalt mit dunkelblondem Vollbart, in der prächtig kleidsamen weißen Uniform der Gardes du Corps, königlicher Commissar und Militär-Inspecteur der freiwilligen Krankenpflege, der an dem Morgen von Berlin im Hauptquartier eingetroffen war, harrte im Durchgangszimmer.

„Eure Majestät wollen mir gnädigst gestatten, mich zu melden. — Bitte um Erlaubniß zu berichten, daß vorhin der Herr Bischof von Mainz bei mir gewesen, um mir eine Anzahl barmherziger Schwestern und jüngerer Diacone zur Krankenpflege und religiösem Zuspruch im Felde zur Disposition zu stellen.“

„Ah, Herr von Ketteler! Nun — das ist hübsch von ihm! Nehmen Sie an, Durchlaucht, und sorgen Sie für die geeignete Vertheilung! Sie berathen ja wohl wegen der Johanniter-Pflege mit meinem Bruder. Nur mache ich Ihnen Eins zur Pflicht. Die Anerbietungen der bürgerlichen Krankenpflege haben überall den Vorzug. Ich habe noch heute Morgen den Prinzen Albrecht benachrichtigt, daß das unter seinem Protectorat stehende Lazareth in Ihrer Gegend, in Warmbrunn, das schon 1866 gute Dienste leistete, nur bürgerliche Verwaltung haben soll.“

Er grüßte und ging vorüber. Eine Ordonnanz öffnete die Thür des großen Sitzungszimmers, in dem außer dem Kriegsminister General von Roon der Generalquartiermeister Generallieutenant von Podbielski, die Generalinspecteure der Artillerie und des Ingenieurcorps von Hindersin und von Kleist und die Generale von Boyen, von Tresckow, von Stosch und von Steinäcker, sowie die Abtheilungschefs des Generalstabs Bronsart von Schellendorf, von Verdy und von Brandenstein versammelt waren.

Der König nahm an dem oberen Ende des Tisches, auf dem vor ihm eine Specialkarte des östlichen Frankreichs ausgebreitet lag, Platz und gab das Zeichen, sich zu setzen, Freiherr von Moltke zu seiner Rechten, der Kriegsminister von Roon zur Linken. In diesem Augenblick traten durch die Mittelthür noch der Generalfeldzeugmeister Prinz Carl, der Großherzog von Sachsen und der Prinz Luitpold von Bayern ein.

*

*　　　　*

„Vater — Du hier! Und Du, Rantow — wo kommt Ihr her?“

Ein junger Infanterie-Offizier, die Schärpe des Adjutantendienstes quer über der Brust, rief es und warf sich in die Arme eines alten Offiziers in der Armee-Uniform, der eben mit dem jungen Referendar und Johanniterritter, den wir aus der Berliner Gesellschaft kennen, über den Platz kam auf das Portal des Deutsch-Ordenshauses zu, das eben der Offizier verließ. Es war der Lieutenant von Büchenfeld, der sich in die Arme seines Vaters warf.

„Wo kommst Du her, mein Junge?“ fragte der alte Oberstlieutenant erfreut. „Dein Regiment steht doch nicht hier in Mainz, und doch bist Du im Dienst, wie ich an der Schärpe sehe.“

„Ich bin zum Hauptquartier des Prinzen commandirt und augenblicklich mit Depeschen hier,“ berichtete der Offizier. „Eben habe ich die Ehre gehabt, von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Carl empfangen zu sein und habe den Befehl, in zwei Stunden mich auf dem Büreau des Generalstabs zu melden, um Depeschen zu empfangen und mit dem nächsten Zug zurückzugehen.“

„Nun, das trifft sich ja glücklich!“ jubilirte der alte Herr. „Da haben wir Zeit, die Siegesnachricht

mit einem guten Glase alten Hochheimers zu begießen und dann bringe ich Dich zum Bahnhof. Ich kann Dir die frohe Nachricht sagen, mein Junge, daß man mich alten Burschen doch noch für kräftig genug angesehen hat, um ein Etappencommando an der Grenze zu übernehmen. Welches — hängt wohl von den nächsten Tagen ab. Sapperment! Eine größere Freude konnte mir wahrhaftig nicht bereitet werden, als Euch Beide hier noch einmal zu sehen, eh's Ernst wird!"

„Und Du, Rantow?"

„Ich bin dem Fürsten Pleß zugewiesen und traf Deinen Vater zufällig zu seiner und meiner Freude."

„Lupus in fabula!" sagte der alte Offizier, nach dem Eingang des Deutsch=Ordenshauses deutend. „Da ist der Fürst. Ein stattlicher Herr! Er wird uns den armen Stolberg ersetzen."

Der Fürst verließ in der That eben das Hauptquartier und als er über den Platz ging, erblickte er die Gruppe, die achtungsvoll grüßte.

„Ah, Herr Baron von Rantow! Es ist mir lieb, Sie zu treffen, ich hätte sonst Salisch nach Ihnen senden müssen, kann Ihnen meinen Auftrag aber jetzt selbst geben. Können Sie in zwei Stunden reisefertig sein?"

„Jeden Augenblick, Durchlaucht!“

„Dann bitte ich Sie, um 2 Uhr am Bahnhof zu sein. Eine Anzahl barmherziger Schwestern, die mir der Herr Bischof von Mainz besonders empfohlen hat, darunter zwei Damen vom sacré coeur, die über die Grenze zu gehen wünschen, sollen in das Hauptquartier geleitet werden. Sie können dann gleich dort bleiben, um weitere Bestimmung zu empfangen.“

Er grüßte höflich und ging weiter. „Das ist vortrefflich — da macht Ihr Beide ja die Fahrt zusammen. Nun, wie viel Zeit brauchst Du, junger Ritter des heiligen Johannes, zu Deiner Ausrüstung?“

„Nicht dreißig Minuten — ich brauche blos meinem Diener Ordre zu geben, meinen Handkoffer zu packen. Wo treffe ich Sie?“

„Bei Klein am Gutenbergplatz, ich habe es da recht behaglich gefunden die drei Tage, die ich schon hier bin. Also — auf Wiedersehen!“

Er nahm den Sohn unter den Arm und ging mit ihm davon.

Sie hatten so Viel einander zu sagen, der Vater und der Sohn, als sie zusammen, zuerst am Rheinquai, durch die Straßen entlang wanderten. Der alte Herr

in seiner seelenvergnügten Stimmung merkte es gar nicht, wie ernst und wortkarg der junge Offizier war und wie er immer und immer wieder und lange vergeblich das Gespräch auf Berlin zurückzuführen suchte.

„Ach was!“ sagte der Oberstlieutenant, „rede mir jetzt nicht von dem dummen Berlin, wo sie jetzt außer Rand und Band sind vor lauter Patriotismus, von Magistrat und Stadtverordneten an, die damals, 1866, nicht einmal ein Wort des Abschieds und des Segens für den königlichen Herrn hatten, als er schweren Herzens nach Böhmen ging, — bis zum betrunkenen Droschkenkutscher hinunter, der mit seinem lungensüchtigen Gaul durchaus zum Train gehen und Marketender spielen will. Und nun vollends die Weibsleute, die sind ganz toll. Draußen vor dem Potsdamer Thor haben sie auch ein Comité gebildet; die Adlerscron, die Rantow und die Commerzienräthin stehen an der Spitze, und die nicht bei Mielentz Charpie zupfen und Binden nähen, die stehen sicher auf dem Anhalter oder Potsdamer Bahnhof, schneiden Butterbrote und zapfen Seidel ab. Die jüdischen Frauen sind ganz toll darauf und wüthen förmlich in Patriotismus. Nun, sie zeichnen wenigstens gut an der Börse für die Zwecke; ein Plaisir muß der

Mensch haben, und so kommt's wenigstens unseren braven Soldaten zu Gute! Hat doch gar ein verrücktes Frauenzimmer, eine Komödiantin oder was sie sonst ist, den tollen Einfall gehabt, ein berittenes Amazonencorps zu gründen! Die Kreuzzeitung fertigte sie mit einem schändlich boshaften, aber guten Druckfehler ab. — Aber das liegt Alles hinter uns — vorwärts, mein Junge, müssen wir die Augen jetzt halten, nach Paris, nicht nach Berlin, und ich hoffe es doch noch zu erleben, daß ich Dich in das neue Sodom und Gomorrha einziehen sehe oder wenigstens davon höre. Seit ich die Armee hier auf dem Wege gesehen, so begeistert, wie tüchtig ausgerüstet, ist mir kein Zweifel daran, und die gestern bei Weißenburg haben's bereits bewiesen."

Der Lieutenant wagte nicht weiter zu fragen. Sie standen jetzt vor dem berühmten Dom, und er hemmte den Schritt.

„Wollen wir nicht einen Augenblick eintreten?" sagte der Lieutenant. „Du hast vielleicht den Dom noch nicht gesehen. Es ist viel Schönes und Merkwürdiges darin — und —"

„Was?"

„Ich möchte an geweihter Stätte von Dir Abschied nehmen.“

„Unsinn — wer wird sich unnütz das Herz schwer machen, wenn ein frischer munterer Krieg vor der Nase steht. Solche Gedanken muß ein Soldat gar nicht aufkommen lassen! Ueberdies sind wir Protestanten und ich habe gehört, daß das Mainz — denn ich war niemals hier — ein arges Katholikennest ist, von dem schon mancher Unfug ausgegangen.“

„Protestant oder Katholik!“ sagte der junge Offizier ernst, fast strenge, „hat gestern bei Weißenburg der katholische Bayer geringer geblutet für das deutsche Vaterland, als der protestantische Preuße? Ich sollte meinen, nicht die Confession ist's, die den Werth des Menschen bestimmt!“

Der Oberstlieutenant schwieg einige Augenblicke, dann reichte er dem Sohne die Hand und sagte ernst: „Du hast Recht, Fritz, es war eine alberne Schrulle, noch aus der Dorferziehung her! Laß uns eintreten und zusammen am Altar ein Gebet sprechen, wie es auch geschmückt sei — es gehört allein Gott dem Herrn.“

Hand in Hand betraten Vater und Sohn das während der Kriegszeit den ganzen Tag geöffnete Gotteshaus.

Es ist ein großartiges, fast phantastisches Gebäude, das seit dem Jahre 978 sechs Mal wieder aus der Asche erstanden ist. Sechs Thürme, darunter der mittlere, 390 Fuß hoch, schmücken es, das innere Gewölbe wird von 76 Pfeilern getragen und zahlreiche Altäre und Denkmäler aus alter Herrlichkeit und der einst so einflußreichen Herrschaft der geistlichen Kurfürsten, der Erzkanzler des deutschen Reichs, begegnen überall in den zwanzig Kapellen dem Auge. Wer erinnert sich da nicht an Erzbischof Hatto, den Hochmüthigen gegen die Armuth und Niedrigkeit, der den Mäusethurm baute, und Willigis, der den deutschen König krönte, auf allen deutschen und französischen Concilien präsidirte und doch an die Wand seines Palastes zur Mahnung das Werkzeichen seines Vaters, des Stellmachers, hatte malen lassen mit dem wackern Spruch:

„Willigis! — Willigis!
Deiner Herkunft nit vergiß!“

oder an Erzbischof Siegfried, den berühmten Feind Kaiser Friedrich II., bis herab zu Dalberg, dem Fürsten Primas des unglückseligen Rheinbundes.

In einer der Kapellen verrichteten Beide ein inniges und aufrichtiges Gebet zu dem Lenker der Weltgeschicke, ohne dessen Willen doch auch — nach der erhabenen Verheißung des Erlösers — kein Haar von des Menschen Haupt und kein Sperling vom Dache fällt, und der in seiner Weisheit und Güte durch Schmerz und Leid zur Vollendung führt.

Als sie sich — Beide im Innersten gestärkt und doch von ernsten Schauern durchweht — erhoben hatten und jetzt einander gegenüber standen, Vater und Sohn, Auge in Auge, da überkam es die Männer doch recht schwer und der alte Herr drückte das Haupt des einzigen Sohnes an die Brust und hielt ihn lange umschlungen. „Es ist mir doch lieb," sagte er, " daß ich mit Dir gebetet und Dich an geweihter Stätte dem Schutze des Höchsten empfohlen habe. Gewiß, Er wird am Besten wissen, was uns Allen frommt. Mir ist es immer im Stillen gewesen, als hätte ich Dich damals in Berlin — Du weißt schon bei welcher Gelegenheit, etwas streng beurtheilt. Doch wahrhaftig, Fritz — ich durfte nicht anders, und ich hoffe, daß Du auch aus der Probte als ein geläuterter Mann hervorgegangen bist und jetz in Dir selbst keinen Hader mehr hast?"

„Dein Wort, Vater, hat mich auf den Weg der Ehre und Pflicht zurückgebracht — ich habe entsagen gelernt, aber ich danke Dir hier an dem Grabmal dessen, der niemals vergaß, was der Mann Denen schuldig ist, die der Schöpfer uns zugesellt hat, damit sie uns zu allem Ehrenwerthen und Guten begeistern."

„Wessen Grabmal ist dies?"

„Das Grabmal des Sängers Heinrich Frauenlob!"

* * *

Draußen im goldenen Sonnenschein, auf den gefüllten, belebten Straßen änderte sich rasch wieder die Stimmung des alten Offiziers.

„Geben wir der Gegenwart ihr Recht und genießen die Gunst des Augenblicks. Wer weiß, wann uns das Kriegstreiben wieder zusammenführt. Hierher mein Junge — hier herein! und dort sitzt auch schon Dein alter Jugendfreund am Erker und hat uns gesehen und schenkt die Gläser voll."

In der That saß der Johanniter mit dem Genfer Kreuz auf Mütze und Arm, eine kleine Handtasche zur Seite, sie erwartend, behaglich an einem der kleinen Tische unter der Schatten spendenden Marquise, winkte

ihnen zu und schenkte den duftenden Wein in die grünen Römer.

„Nun, Herr Oberstlieutenant — Sie haben keine schlechte Zunge gehabt, das Gewächs ist gut. Welchen Toast zuerst?“

„Schämt Euch, Burschen, daß Ihr da noch fragen könnt!“ zürnte munter der alte Herr. „Welchen anderen Toast als den auf den königlichen Herrn, der stolz sein darf auf seinen Sohn! Gebe Gott, daß Eure Väter es mit gleichem Recht stets so auf Euch sein dürfen!“

„Wir wollen's hoffen!“ Sie stießen die grünen Römer zusammen und leerten sie.

„Lassen Sie mich den zweiten bringen,“ sagte Baron Rantow. „Auf Die in der Heimath und unser glückliches Wiedertreffen dort, in Berlin oder im lieben Schlesierland!“

Wieder stießen sie an — aber als der Lieutenant sein Glas zurück auf den Tisch stellte, setzte er es zufällig auf die Geldtasche des Freundes, die neben ihm auf dem Tische lag, das Glas fiel um, rollte über den Tischrand, ehe er es halten konnte und zerbrach am Boden.

„Kellner, ein anderes Glas!“ sagte rasch der Baron. „Die verdammte Geldkatze, mit der ich mich schleppen muß, ist schuld. Ich habe Dir Grüße zu bestellen von meinem Vater und meiner Mutter, die sie mir aufgetragen, wenn ich Dich etwa treffen sollte. Und lauch von meiner Braut.“

„Ich danke Dir. Darf ich fragen, wie Fräulein Cohnheim sich befindet?“

„So viel ich weiß, munter und thätig. Nur beharrt sie auf einer Idee, die mir nicht gefallen will.“

„Nun, was kann das sein?“ meinte der Oberstieu tenant. „Die junge Dame schien mir doch ganz verständig und wohl erzogen.“

„Sie wünscht sich den Frauen anzuschließen, die als Krankenpflegerinnen in die Lazarethe gehen wollen — selbst auf den Kriegsschauplatz.“

„Na,“ meinte der alte Offizier — „so viel Ungefallsames möchte ich gerade dabei nicht finden. Warum sollen das blos die Armen und Alten thun? — Laßt doch auch die Reichen und Verwöhnten die schweren Leiden sehen und kennen lernen, dann werden sie desto besser später in der Heimath Die schätzen, welche für ihre Sicherheit ihr Blut und Leben eingesetzt haben. Und

ich kann mir's wohl denken, daß es dem Wunden und Kranken ein Labsal ist, wenn er die Augen wieder aufschlägt, und in ein junges, hübsches Gesicht sieht, das an seinem Lager steht, statt in das bärbeißige und theilnahmlose eines Regimentsdoctors oder eines kommandirten Lazarethwärters. Uebrigens nehmt Eure Augen und Zunge in Acht auf der Fahrt, denn unter den barmherzigen Schwestern und Krankenpflegerinnen, die ich schon gesehen, giebt es wirklich manche hübsche und junge, und ein so achtungswerthes und aufopferndes Geschöpf darf auch nicht mit einem Wort verletzt werden."

Der Lieutenant hatte sich erhoben und sah nach der Uhr. „Du erinnerst mich zur rechten Zeit, Vater, daß ich zum Büreau des Generalstabs muß. Ich hoffe in wenig Minuten wieder hier zu sein und dann gehen wir zusammen zum Bahnhof."

Er verließ sie, während der alte Herr die dritte Flasche bestellte. „Will's Gott und ein bischen Glück," sagte er zu dem Referendar, „so kommt mir der Friedrich als Hauptmann zurück! Der nächste zum Premier ist er ohnehin!" —

* * *

Auf dem langgedehnten Bahnhofe war ein lebhaftes Gedränge, und die Inspectoren hatten wahrlich kein leichtes Amt, alle die fortwährend abgehenden Militair- und Güterzüge zu rangiren. Militairs aller Grade und Waffengattungen drängten sich hier mit den Reisenden, die theils die Jahreszeit, die Schaulust und die Spekulation hierhergezogen; oft nur mit Mühe und der dringend nothwendigen Grobheit war dieser Menschenstrom und dies Chaos in Ordnung zu halten.

Die eigene Equipage des Bischofs führte die vier Nonnen — zwei barmherzige Schwestern aus einem der rheinischen Klöster und zwei Französinnen, Damen vom Orden des sacré coeur in Begleitung eines jungen Geistlichen zum Bahnhof, wo sie der Johanniter empfing, indeß der Oberstlieutenant von Büchenfeld mit seinem Sohn an dem ihnen zugewiesenen Coupé stand.

Der Baron wandte sich an den jungen Geistlichen. „Es ist mir leider unmöglich gewesen," sagte er, „für die Damen ein eigenes Coupé zu erhalten. Der Etappen-Commandant erklärte mir, daß der Zug so überfüllt ist, daß wir es eben nur dem Umstand danken, daß ein mir befreundeter Offizier mit Depeschen in's Hauptquartier des Prinzen geht, daß überhaupt noch ein

Wagen für uns angehängt worden. Ich bitte Sie also, die frommen Schwestern darüber zu beruhigen und um Entschuldigung zu bitten."

Der Caplan theilte den Bescheid der ältesten Nonne mit und nach kurzer Berathung erklärten sich dieselben mit dem Arrangement einverstanden.

„Sie werden uns auch begleiten?" fragte der Johanniter den Geistlichen.

„Ich habe die Erlaubniß meiner Oberen erhalten," sagte dieser, „mich der Seelsorge in den Lazarethen zu widmen. Ich bin erst vor drei Tagen von Rom zurückgekehrt."

„Ah — das ist interessant. Hoffentlich erzählen Sie uns recht viel während der Fahrt. Sind die frommen Schwestern aus Mainz?"

„Die Jüngere ist aus einer Familie im Hannoverschen. Sie war bereits im Kriege von 1866 am Main in der Lazarethpflege thätig. Die Französinnen kenne ich nicht — wahrscheinlich sind sie aus angesehenen Familien Lothringens, diese schicken häufig ihre Töchter in rheinische Klöster und Congegrationen."

Das erste Läuten mahnte zum Einsteigen, der Johanniter führte seine Schutzbefohlenen zum Waggon.

Noch immer stand der Lieutenant bei seinem Vater, sie schauten einander mit eingeschränkten Armen, dicht aneinander gelehnt, in's Auge.

Den alten Offizier schienen jetzt ganz andere Gedanken zu überkommen, seine frühere muntere Laune war ganz verschwunden.

„Einsteigen! Einsteigen!"

Die Schwestern saßen bereits im Coupé, auch der Baron und der Caplan waren eingestiegen.

„Mein Einziger!"

„Vater — lebe wohl!"

Die Thränen rollten dem alten Offizier über die hageren, gefurchten Wangen, als er wieder und wieder das Haupt des Sohnes an seine Brust drückte.

„Der Wille Gottes geschehe!"

„In Ewigkeit — Amen!" Es waren die beiden Frauen im Dienst der Barmherzigkeit, die gesprochen. Noch ein Mal preßte der Offizier den Vater an die Brust, stumm, ohne ein Wort zu sprechen, dann sprang er in's Coupé! Die Thür fiel in's Schloß! — Die Glocke klang zum letzten Mal! „Fertig?" — „Fertig!"

Der schrille Pfiff der Lokomotive — dahin brauste der Zug!

Auf dem Perron stand ein alter, gebeugter Mann, die Hände gefaltet.

„Gott beschütze ihn!“

Fünftes Capitel.

„Trinket Wein und die Thoren verhöhnet,
Denen die Zukunft noch Sorge macht!
Wenn nur heute die Freude uns krönet,
Werde nimmer an morgen gedacht!“

Das übermüthige Trinklied Orsini's aus der Lucrezia mit den Ahnungsklängen des nahen Endes wirbelte aus hübschem Munde hinaus in das muntere Leben und Drängen.

Sie war in der That eine köstliche Erscheinung, die hübsche zierliche Sängerin, wie sie da auf dem Tisch stand unter dem großen Nußbaum, das Glas mit dem perlenden Champagner hoch in die Luft schwingend, den Kopf halb in den Nacken geworfen, kokett, frivol jeder Zug, der spöttisch geöffnete Mund mit den kleinen

scharfen Zähnen, das Stumpfnäschen, die halb geöffneten nach oben blinzelnden Augen — die graciöse und halb freche Bewegung, mit welcher die Linke das seidene Kleid in die Höhe zog, und das dadurch bis zur halben Wade sichtbare Füßchen in der feinen Chaussüre mit den rothen Hacken den Cancan-Tact schlug — es war abscheulich, oder zum Entzücken!

„Brava! Brava! — Die kleine Heloise ist zum Entzücken!"

Ein Kreis von Küraſſier- und Lancier-Offizieren umgab den Tisch, auf Bänken, Schemeln, auf dem Rasen oder Holzbänken gelagert, auf den Tritten und Sitzen eleganter Equipagen oder den Fourgons hockend — hier und um zehn andere Tische, die man aus dem kleinen Wirthshause in's Freie geschafft, zum lustigen Bivouak. Denn drüben — an der Lisière des Niederwalds, wo bereits die Wachtfeuer lustig zum Abkochen des Abendbrods flackerten, und die Zeltreihen der Infanterie-Lager leuchteten — standen in langen Reihen die Pferde der Küraſſier-Brigade Michel und des 6. Lancier-Regiments von der Brigade Nansouty, und der ganze Raum zwischen dem Wald und dem Dorfe war gefüllt mit Gruppen von Soldaten,

die Wasser holten für die Rosse aus den Bächen und Rationen nahmen für den nächsten Tag.

Zwischen den Offizieren saßen sechs Damen in auffallenden Toiletten und gerade nicht in den anständigsten Stellungen, nach allen Seiten schäkernd, anstoßend, kokettirend. Mehrere Körbe Champagner und Rothwein standen inmitten der Gesellschaft, dazwischen auf Servietten eine kostbare Campagne-Mahlzeit: Bayonner Schinken, Pariser und Straßburger Pasteten, Sardinen, die berühmten südfranzösischen Würste und köstliche Früchte. Drei oder vier Lakaien zwischen den gelagerten Gruppen bedienten, und dazwischen liefen die Hausleute umher mit ängstlichen, traurigen Gesichtern, denn der Soldat fragte natürlich nicht lange, sondern befahl und nahm. Im Obstgarten des Hauses aber waren zwei elegante Zelte aufgeschlagen und was an Bäumen im Wege gestanden, hatte unbarmherzig die Axt des Pioniers beseitigt.

Hier lagerte der Bagagetrain des commandirenden Generals der französischen Südarmee, des Marschall Mac Mahon, und Köche brieten und schmorten, daß der Wohlgeruch eine Menge hungernder Soldaten um

die Feldküche versammelt hielt, die nur mit Mühe von den Posten in Ordnung gehalten werden konnten.

„Es lebe die Liebe! es lebe der Wein! A bas les Prussiens!“

„Unsinn, Kamerad Girot,“ rief ein langer Capitain von den 9. Kürassieren mit großem rothem Schnurbart und etwas vorstehenden Augen —: „säßen wir hier beim Champagner und hätten diese allerliebsten Pariser Demoiselles auf dem Schoos, wenn die dickköpfigen Deutschen uns nicht Gelegenheit gäben, sie zu fricassiren?“

„Wir hoffen's wenigstens zu thun, Herr Kamerad,“ sagte mit ächt elsässischem Accent ein Lancier-Offizier — „denken Sie an gestern!“

Der Capitain en second Manissolle strich sich den rothen Schnurbart. „Zweifeln Sie daran, Monsieur Combal? Bei Weißenburg waren keine Kürassiere — und wenn die Herren Lanciers keine Lust haben, weil sie aus dem Elsaß sind, sich mit diesen preußischen Tölpeln herumzustechen, mögen sie zu Hause bleiben!“

„Monsieur le Capitaine!“

„Halte-là! keinen Streit!“ sagte ein alter Kürassier-Oberst, der mit dem Lieutenant-Colonel Lardeur und den Escadron-Chefs Maurin und

Mariani bei der Flasche saß und würfelte. „Wenn Sie nicht Lust haben, in Prison zu gehen, statt in's Gefecht, so fangen Sie keine Händel an!"

„Monsieur vergessen, daß ich zu den 9. Kürassieren gehöre!"

„Sapristi — dann gedulden Sie sich, Herr, bis Oberst Waternau zurückkehrt vom General, und ich werde ihm Ihre Meinung über die Elsässer sagen."

Der Capitain, ein berüchtigter Raufbold, wußte recht gut, daß der Oberst des Achten, de la Rochère, der Mann war, seine Drohung wahr zu machen, und hielt es daher für das Beste, zu schweigen, indem er sich begnügte, dem Lancier einen bezeichnenden Blick zuzuwerfen. —

„Einen Kuß, Heloise! — Eine Monatsgage für einen Kuß!"

„Ei! — das ist mir zu pauvre, Lieutenant, — wenn Sie noch von der Garde wären, oder so hübsch wie der Kleine dort! — Willst Du einen Kuß, mein Junge? Du sollst ihn umsonst haben!"

Mit einem Satz war sie vom Tisch und hing unter dem schallenden Gelächter am Halse eines blutjungen Lancier-Offiziers, dessen hübsches, fast mädchen-

haftes und noch bartloses Gesicht blutroth wurde unter der Bemühung, sich der unverlangten Zärtlichkeit zu erwehren.

„Seht den kleinen Lisleroy, was er für Glück hat. Stellen Sie sich nicht so albern an, Vanel, wenn ein hübsches Mädchen Sie küssen will, selbst wenn sie von den Varieté's kommt.“

Lieutenant de Vanel de Lisleroy war emporgesprungen. „Ich glaube, ich habe die Stallwache,“ sagte er stotternd, „ich will nach den Pferden sehen.“

Ein schallendes Gelächter, namentlich der Kürassiere, folgte ihm. Die Sängerin hatte sich zu ihrem älteren Verehrer gewandt. „Monsieur de L'Isle,“ sagte sie, „Sie würden vielleicht mehr Glück in der Liebe haben, wenn Sie noch so — wie soll ich sagen — so — so unwissend wären, wie der hübsche Junge, den Sie vertrieben. Ich werde mir den Namen merken und mit dem General sprechen. Er muß Brigade-Adjutant werden. Wir werden seine Erziehung übernehmen!“

„Vive le drapeau universel! Sie ist mir zehn Mal wichtiger, als die Regiments-Standarte.“

„Was wollen Sie damit sagen? Was nennen Sie drapeau universel! Sie Unverschämter?“

„Was anders als den Unterrock! Giebt es eine universellere Fahne, unter der sich alle Nationalitäten sammeln? Es lebe der Unterrock! Madame Heloise, ich empfehle mich Ihnen zur Protection.“

Eine junge Dame mit sehr angegriffenem Gesicht und rothen Haaren warf sich zwischen ihnen lang auf den Rasen. „Wissen Sie, Heloise, Ihr General fängt an, langweilig zu werden! Das Schlimmste von Allem! Er hat uns ein veritables Schlachttableau versprochen, statt der Scenen, die man uns im Hippodrom vorführt, und ich habe noch keinen einzigen dieser fameusen Prussiens gesehen. Warum hat man uns nicht einige Dutzend Prisonniers hierher geschickt.“

Der Lancier, der sich vorhin fast mit dem Küraſſier in die Haare gerathen wäre, lachte. „Warum? weil man sie nicht gehabt hat! weil wir selbst Gefangene gelassen haben.“

„O pfui, Monsieur! die grande nation! Aber ich mache mir Nichts aus den Prussiens. — Der kleine Attaché, den ich im vorigen Jahre von der Gesandtschaft kennen lernte, bezahlte nicht einmal die Rechnung meines Tailleurs. Les Messieurs Russes und die Herren Bojaren von der Donau, oder wie das Dings heißt,

das sind generösere Leute, — fließt sie nicht in Baden? Vraiment! — ein angenehmer Aufenthalt! Ich war eine Saison mit Moustier dort! — Schade, daß er todt ist, er war ein ganz angenehmer Cavalier." —

„Von besonderen Fähigkeiten, sagt man — gerade wie Brasier, der in Neapel starb! — Was hat er Ihnen vermacht, Madame?"

„Ich weiß nicht mehr — man spricht nicht gern davon! Jedenfalls werden Sie mir kein Hôtel in der Wittwen-Allee kaufen!"

Ein schallendes Gelächter. „Sicher nicht!"

„Aber wo ist de Najac? der wilde Najac? der Tollste unter den Tollen?"

„Der Capitain ist hinüber geritten nach Elsaßhausen, die Kürassiere von Bonnemain bivouakiren dort. Er hat Freunde beim Vierten!"

„Stand der Capitain nicht früher dabei?" fragte ein junger Lieutenant vom Neunten.

„Er ist gerade ein Jahr bei uns in Vesoul. Er wurde nach dem seltsamen Duell zum Achten versetzt."

„Man sprach davon — so Vielerlei, daß man nicht recht klug daraus werden kann. Was war es eigentlich?"

Der Capitain Delmas zuckte die Achseln. „Man weiß nicht genau — de Najac spricht nie davon, und — ich möchte Ihnen auch nicht rathen, Monsieur de Bordeneuve, ihn danach zu fragen. Er liebt die Neugierigen nicht.“ —

„Bewahre — ich hörte nur von einer ziemlich ähnlichen Scene, wie sie im ‚Don Juan‘ vorkommen soll, von einer jungen Dame, die später spurlos verschwunden sein soll, oder in ein fremdes Kloster gegangen, und dem alten Obersten, ihrem Vater, der in dem Duell erschossen oder erstochen worden ist.“

Alles schwieg — der Capitain de Najac war eine gefürchtete Klinge.

„Das Geheimniß, stets glücklich zu leben,
Liegt verborgen im Safte der Reben!“

Der schönen Heloise war die Pause und die plötzliche Stimmung langweilig. Die übermüthige Intonation stellte bald die muntere Laune wieder her.

— — — — — — — — — — — — — —

„Haben Sie die einfältige Geschichte gehört, welche das schwachköpfige Bauernvolk den Soldaten eingeredet? Man sollte die Kerle füsiliren lassen!“

Der Médicin-Major Sala von den Lanciers fragte es seinen Collegen von den 8. Kürassieren.

„Was meinen Sie?“

„Pah! — sie wollen seit zwei Nächten in den Vogesen das Waldgespenst gesehen haben — wie heißt es doch? — Sie sind ja aus der Gegend, College Schindler.“

Der Médicin-aide-Major vom Achten schüttelte den Kopf. „Sie meinen den wilden Jäger?“

„Wild oder zahm — das Bauernvolk ist voll Aberglauben.“

„Und dennoch ist die Sage weit verbreitet, Doctor, — ich habe sie überall gefunden, in Deutschland, in Dänemark, selbst in den Sierren Spaniens. Das Begegnen des wilden Jägers bringt Unglück.“

„Thorheiten! — es ist ein specieller Mythus der deutschen Träumer. Der Deutsche sieht immer Gespenster und Sie incliniren dazu. — Schenken Sie ein und erinnern Sie sich, daß wir Franzosen sind.“

„Hm — das ist eben schlimm, daß ich's nicht vergessen kann. Wenn es speciell ein deutscher Mythus, obschon ich Ihnen wiederholen muß, daß ich die Geschichte vom wilden Jäger oder dem „Wüthenden Heer“ auch

in vielen anderen Ländern gefunden habe, so könnte es leicht möglich sein, daß in der That der wilde Jäger über uns kommt. Ich bin viel älter als Sie, Herr College, und habe mich, wie Sie aus meiner Stellung ersehen, nie besonderer Gunst zu erfreuen gehabt. Aber — ich habe viel im Leben gesehen, und so lassen Sie mich Ihnen sagen, daß — ohne einem Aberglauben zu fröhnen — ich doch überzeugt bin, daß, mit Shakespeare zu reden, es gar viele Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, die wir nicht begreifen und doch nicht wegleugnen können.“

„Ich bin Skeptiker, College!“ meinte lächelnd der Regimentsarzt. „Aber sprechen Sie immerhin!“

„Nun — wir werden morgen viel Blut sehen!“

„Bah! — Die Prussiens werden sich hüten, unsere feste Stellung anzugreifen. Der Marschall rechnet allerdings, wie ich vom Obersten hörte, morgen oder übermorgen auf eine Schlacht, aber bis dahin werden solche Verstärkungen hier sein, daß die Feinde einen schweren Schlag erhalten.“

„Der Schlag, Herr College, wird morgen fallen, wen er treffen wird, weiß Gott allein.“

„Warum schließen Sie das?“

Der alte Arzt mit den bereits grauen Haaren beugte sich etwas vorwärts.

„Haben Sie schon einer Schlacht beigewohnt?“

„Nein — wie sollte ich! Ich war stets in Garnisonsdienst.“

„Aber einem Duell?“

„Oft genug.“

„Mit tödtlichem Ausgang?“

„Ich erinnere mich, in Paris — es war ein armer Teufel von Advokat, der von seinem aristokratischen Gegner durch die Lunge gestochen wurde.“

„Sie wissen, daß jeder gewissenhafte Arzt oder Wundarzt täglich sein Besteck prüft.“

„Die erste Regel, die Einem beigebracht wird.“

„Nun Doctor, — ich habe in meinem Leben drei Schlachten und gar manchen Gefechten und Duellen beigewohnt, und jedesmal —“

„Nun?“

„Jedesmal wußte ich's vierundzwanzig Stunden vorher, wenn die Messer Arbeit bekamen.“

„Wodurch?“

„Haben Sie nie bemerkt, — daß die Messer klingen!?“

„Thorheit!"

„Nein, Herr! — Der Stahl, der Todeswunden schneidet, hat sein Ahnen! Die Messer klingen!"

„Und sie haben Ihnen geklungen?"

„Heute Mittag, als ich sie putzte und neben mich legte — jedes einzelne! Wir werden große Arbeit haben — das heißt — Sie — ich weniger!"

„Warum Sie?"

„Weil ich mit dem Aide-Major morgen meine Laufbahn schließe."

„Hören Sie, College, ich glaube, Sie haben das Fieber! Lassen Sie mich Ihren Puls fühlen. — — Selbst diese Prussiens sind nicht so barbarisch, daß sie auf die Verbandsstätten schießen. Ich habe doch von Doctor Guerin gehört, daß Sie, wenn auch manchmal etwas eigensinniger und unmoderner Anschauungen, doch ein sehr verständiger Arzt und namentlich ein tüchtiger Wundarzt sind. Lassen Sie die Schrullen fahren und uns guter Dinge sein, wie die Herren da drüben. Ich habe wohl früher von dem Aberglauben gehört, daß in alten Zeiten das Richtschwert gerasselt hat, — aber niemals von einer Pincette oder Lancette. Unsere Eleven der Ecole médecine würden uns reif

für Charenton halten, wenn sie unsere Unterhaltung hörten."

Der alte Assistenz-Arzt schüttelte den Kopf. „Was weiß die Jugend von dem Ernst des Lebens? — Es ist wahr, ich mag heute etwas dickes Blut oder — trübe Gedanken haben, — denn, wissen Sie, Herr College — auf diesem Fleck Erde hat meine Wiege gestanden."

„Haben Sie noch Verwandte hier?"

„In den Gräbern. Es ist lange her, daß meine Eltern todt sind — drüben auf dem Kirchhof von Reichshofen liegen sie und ich bin heute dorthin gewandert, um die verfallenen Stätten zu suchen."

„Ich schloß aus Ihrem Namen, daß Sie aus den Rhein-Departements wären — in Ihrer Sprache merkt man Nichts davon."

„Bin auch lange genug fort gewesen — durch ganz Frankreich, in Spanien, in Italien, in der Krim und selbst in Algier! Ich war" — und der alte Assistenz-Arzt stützte den Kopf in die Hand — „ein schlechter Sohn, was man sagt, ein mauvais sujet!"

„Das sind Viele von uns in der Jugend, das

Quartier latin hat wenig Tugend, — namentlich die Mediciner! — Wo studirten Sie?"

„Ich bin nur durch die Anfangsgründe des Studirens gelaufen. Mein Vater stammte aus Baden, war ein protestantischer Candidat und wurde Pastor in Reichshofen, als er meine Mutter, eine Elsässerin, heirathete. Ich sollte auch ein Theologe werden, — hatte aber wenig Lust dazu und so bestimmte mich mein Vater zur Medicin. Aber es war damals ein wildes Leben in Straßburg und nach dem ersten Semester lief ich, von Schulden erdrückt, auf und davon, nach Paris, that da auch wenig gut und wurde ein Chirurg und Pflasterschmierer bei einem der Bataillone in Algier! Deshalb fehlt mir das Diplom der Facultät."

„Aber die Praxis hat dies längst ersetzt," sagte mit einer gewissen Gutmüthigkeit tröstend der Regiments-Arzt. „Darin übertreffen Sie uns Alle. Das ist also keine Ursache zu melancholischen Gedanken. Trinken Sie, der Burgunder ist gut!"

„Er hilft mir nicht vor der deutschen Kugel! Sehen Sie, das ist es, was mich quält. Es ist das erste Mal, daß ich den Landsleuten meines Vaters

gegenüberstehe! Ich bin ein Sonntagskind, und weiß, daß ich auf der Stätte meiner Geburt mein Ende finde! — Sprechen wir nicht weiter darüber. Sie glauben nun einmal nicht an Ahnungen, weil Sie jung sind! Wenn Sie erst auf den Schlachtfeldern gesehen haben, was ich gesehen — vielleicht denken Sie dann meiner Worte."

Dem Regiments-Arzt schienen die Visionen des Alten ein gewisses Vergnügen zu machen. „Lassen Sie hören!" sagte er, den dunklen Rubin des Weines gegen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beäugelnd, „Wenn ich auch an all den Schnickschnack der Soldaten als verständiger Mann nicht glaube, muß man ihn doch kennen."

Der Aeltere sah ihn mißtrauisch und vorwurfsvoll an, dann sagte er: „Als ich jung war, dachte ich wie Sie! — doch schon drüben in Afrika habe ich's anders gesehen — und in der Krim. . . . Haben Sie nie von dem grauen Reiter gehört?"

„Von dem grauen Reiter? Wer ist das?"

„Jeder Soldat, der auf einem Schlachtfelde bivouakirt hat, weiß, daß er existirt. Vor dem Kampfe bereitet er das Terrain und prüft es, wie der General-

stabschef, der seine Pläne danach entwirft, — und wenn die Schlacht geschlagen ist, die Nacht darauf, sieht man ihn langsam über das Leichenfeld ziehen — bald hier-hin, bald dorthin, er liest die Seelen der Sterbenden auf, und wer ihm begegnet, ob Katholik, oder Protestant, oder Muselmann, der wendet die Augen ab, und schlägt ein Kreuz."

„Und haben Sie diesen grauen Herrn gesehen?"

„Zwei Mal! Das erste Mal, ich stand damals, wie ich Ihnen schon sagte, als Unterchirurg bei einem der afrikanischen Infanterie-Regimenter, nach der Schlacht von Balaclava in der Krim, — das zweite Mal auf dem Kirchhof von Solferino."

„Sie wollen behaupten, daß Sie wahr und wahrhaftig ein solches Gespenst gesehen?"

„Es leben noch genug Leute, die es mit mir sahen."

„Das wird pikant! Bitte — erzählen Sie das einmal!" Der Regiments-Arzt brannte sich eine Cigarre an und rief einen der Offizierburschen an. „Hier, Freund, — lang uns aus dem Korbe dort eine neue Flasche und wenn Dir's nicht zu viel ist, dann zieh' gleich den Pfropfen aus, und ich werde mich dankbar

zeigen, wenn wir wieder in Garnison stehen und Du Lüderjahn Dich wieder verbrannt hast!"

Der Lancier war eiligst mit der Flasche bei der Hand. Es ist merkwürdig, was im Felde die Soldaten dienstbereit für die Doctoren sind, die sie in der Garnison verhöhnen.

„Nun also!"

„Sie werden oft genug das Schlachtfeld von Solferino haben beschreiben hören und wissen, daß der Bergvorsprung, auf dem der Kirchhof, die Kirche und das Castel liegen, der blutigste Punkt des Kampfes war. Die österreichischen Kaiserjäger hatten sich hier mit der größten Erbitterung und wahrem Heldenmuth geschlagen und die Todten und Verwundeten lagen an vielen Stellen hoch übereinander — vom 1. Zuaven-, vom 33. und 34. Linienregiment. Hier hatte der Kampf — es war der 24. Juni — um 4 Uhr geendet, bei Pozzolengo erst um 9 Uhr. Ein furchtbares Gewitter, das von den Alpen her herabgezogen war, hatte sich in den Kampf der Menschen gemischt und stundenlang verhindert, den Verwundeten auf dem Schlachtfeld Hilfe zu bringen. In dem großen Hofe der Meierei auf den Steinfließen war der Verbandplatz unseres Corps er-

richtet, und dahin brachten die Krankenträger-Patrouillen von allen Seiten her die Verwundeten.

„Es war etwa 11 Uhr, der Mond schien hell und warf sein gespenstiges Licht über die blutgetränkten Hügel, ein weißer Dampf schien aus den Thälern emporzusteigen und wie ein Leichentuch die Klagelaute zu ersticken, die aus den Senkungen des Terrains von hundert Stellen immer und immer wieder empordrangen. Eine Patrouille hatte gemeldet, daß drunten am Fuß des Höhezuges ein französischer Stabsoffizier läge mit zerschmetterten Füßen, der sich weigerte, um der gräßlichen Schmerzen willen sich von der Stelle transportiren zu lassen. Ich erhielt den Auftrag, mich mit einigen Krankenträgern an die Stelle zu begeben, wo der Verwundete lag, und zu versuchen, ihm einen Verband anzulegen, oder nach Befund zu handeln.

„Nach einigem Suchen fanden wir endlich die Stelle, hauptsächlich geleitet durch die wüsten, oft gellend ausgestoßenen Verwünschungen, die der Verwundete in die Nacht hinausschrie. Er muß ein schlimmer, böser Mann gewesen sein — seinen Namen habe ich nie erfahren — und viel Schuld auf seinem Gewissen gehabt haben, daß er so lästerlich fluchen mochte in seiner Todesstunde, denn

daß seine Augenblicke gezählt waren, sah ich sogleich, als ich neben ihm niederkniete und beim Schein der Laterne seine Wunden untersuchte.

„Hol' Euch der Teufel, Ihr verfluchter Pflaster=kasten!" brüllte er mich an, als ich den zerschmetterten Knochen faßte, ihn zu untersuchen, „könnt Ihr mich nicht wenigstens ruhig crepiren lassen, ohne diese Schmerzen zu verzehnfachen? Laßt mich liegen und packt Euch!"

„Sie sollten an Ihr Ende denken, Monsieur," sagte ich. „Wenn Sie vielleicht eine Bestimmung treffen wollen — ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß der lange Blutverlust sehr ungünstig gewirkt hat. Darf ich Ihnen ein Gebet vorsprechen?"

„Er stieß einen gräulichen Fluch aus, und mit der letzten Kraft den blutenden Beinstumpf nach der Laterne, daß diese dem haltenden Soldaten aus der Hand klirrte und am Boden verlosch. „Alberner Schnickschnack, was soll mir das? Der mich haben wird, steht schon hinter Euch!" Dabei quoll ein blutiger Strom aus seinem Munde und seine weit hervorstehenden Augen nahmen einen furchtbaren Ausdruck an.

„Ich blickte unwillkürlich rückwärts, auch meine Leute

sahen empor — und uns Allen lief es eiskalt über den Rücken trotz der warmen Juninacht. Hinter uns, in der Entfernung von etwa sechs Schritten, hielt ein Reiter auf einem grauen Pferd — grau der Mantel, grau wie Nebel das Gesicht, der Helm, selbst der Blick, Alles regungslos, wie graue Schatten, eine körperliche Form, und doch konnte ich durch den Reiter hindurch den Horizont — eine zerbrochene Lafette — sehen, auf die der Mondstrahl fiel.

„Ich wußte im Augenblick — es war der graue Reiter, obschon ich ihn das erste Mal auf dem Felde von Balaclava nur in weiter Ferne hatte vorüberziehen sehen.

„Ich fühlte meine Haare sich sträuben — ich hätte das Auge gern abgewandt, und dennoch vermochte ich es nicht — der graue Blick hielt mich wie mit magischen Banden fest — dann hörte ich neben mir einen röchelnden Ton, einen kurzen Seufzer — ich hatte ihn hundert Mal gehört — ich kannte den schaurigen Ton, der wüste Offizier neben mir war verschieden.

„Dann fing der graue Schatten an, sich zu bewegen — das Pferd mit dem lang vorausgestreckten Hals und dem losen Zügel, mit den Nüstern fast den

Boden berührend, wie suchend, schritt vorwärts, oder es glitt vielmehr weiter. Der gespenstige Reiter hatte noch immer den grauen Blick auf mich geheftet, seine Hand streckte die ausgespreizten Finger in die Luft — merkwürdig, die Hand hatte sechs Finger! — weiter und weiter zog das Pferd, den steilen Abhang hinauf, über ihn hinweg — nach der im Mondlicht leuchtenden weißen Mauer des Kirchhofs — dort, wo unsere Granaten das Thor zerrissen, die Pfeiler zertrümmert hatten, sahen wir es zuletzt! — Sechs Finger — ich war seitdem in keiner Schlacht wieder — Herr Gott! morgen ist der Sechste!"

Ein lauter Streit in der Nähe schnitt die etwaigen weiteren Fragen des Arztes ab; der Streit war am nächsten Tisch entstanden.

„Schämen Sie sich, ein solches Schandblatt zu lesen!" donnerte die Baßstimme des alten Kürassierobersten. „Ist die ,,Lanterne" eine Lectüre für einen Offizier Seiner Majestät des Kaisers?"

„Ich bin Republikaner, Oberst!" sagte dreist der gescholtene Offizier. „Jeder Franzose hat das Recht der politischen Meinung — ich berufe mich auf die Herren Kameraden!"

„Seien Sie zum Teufel, was Sie wollen, Herr und lesen Sie die nichtswürdigen Pamphlete vor, wo Sie wollen, hier aber nicht!“

„Ich denke, wir sind augenblicklich nicht im Dienst,“ beharrte hartnäckig der Lieutenant Millot, ein schwarzhaariger Marseiller. „Niemand kann mir wehren, zu lesen, was ich will. Ich liebe nun einmal Badinguet nicht!“

„Adjutant-Major Antoine!“

Der Regimentsadjutant kam von einem anderen Tische herbei.

„Wir sind hier im Felde, also jeden Augenblick im Dienst,“ sagte der Oberst. „Ich weiß jetzt, woher die oppositionelle Abstimmung gekommen ist beim Plebiscit! Aber ich will Ihnen beweisen, daß ich noch Ordnung zu halten weiß in meinem Regiment. Nehmen Sie dem Lieutenant Millot den Degen ab und führen Sie ihn auf die Feldwache in Arrest!“

Der Marseiller gab den Pallasch ab und begleitete mit zusammengebissenen Zähnen den Adjutanten. Es folgte jetzt ein lebhafter Streit zwischen den Offizieren über politische Meinungen und das Recht dazu, dem der Oberst mürrisch zuhörte. Es ist bekannt, mit welcher

Ungenirtheit die französischen Offiziere, ja selbst Unteroffiziere sich gegen und über ihre Vorgesetzten äußern, wenn sie nicht in Reih und Glied sind, sondern gesellig verkehren. Der alte Oberst bekam Dinge zu hören, die ihn den grauen struppigen Schnurbart mit Ingrimm streichen ließen. Vielleicht kam er ihm ganz gelegen, der Lärm, der an der Thür des Wirthshauses entstanden war, vor welcher eben ein einspänniges Cariol, wie solche in den Vogesen üblich sind, vorgefahren war.

„Madame Tulipan! Madame Tulipan!"

„Die Großherzogin von Gerolstein! Jeanne d'Arc!"

Und der Chor von Offizieren und Soldaten, der sich rasch um das Cariol gesammelt hatte, stimmte das bekannte Degenlied aus der Offenbach'schen Operette an.

„Madame Tulipan! Ist es Ihnen nicht gefällig, Madame Tulipan, abzusteigen und uns mit Ihrer Haube und Ihrer Gesellschaft zu beglücken? Ich habe die Ehre, mich vorzustellen: Lieutenant en premier Rozy de Bois d'Hautfüt, 9. Kürassiers, Brigade Bonnemain!"

„Habe die Ehre, Lieutenant en second Veveaux!"

„Lieutenant Bocheron, 6. Lanciers, Nansouty!"

„Lieutenant de Caraman!"

„Ich bin Marcel! ich bin Marcel!“ intonirte ein bärtiger Kürassier.

„Allons, Madame Tulipan! Lieutenant von Schalkewyck, von Geburt ein Holländer. Darf ich meinen Arm bieten?“

„Hier Jourda de Vaeux!“

„Ich bin der Prinz ja von Arkadien! Wär’ ich der Prinz nicht von Arkadien!“

„Betrunkene Schlingels seid Ihr alle zusammen und keine Prinzen!“ schrie eine gellende Stimme dazwischen. „Französische Soldaten wollen das sein, christliche Vertheidiger von la belle France? Teufelsbraten seid Ihr und schämen solltet Ihr Euch, zwei arme Frauenzimmer zu maltraitiren und zu cujoniren, aber zum General will ich gehen und der heiligen Mutter von Lourdes eine Kerze geloben, wenn Euch die verdammten Prussiens, die Schufte, Alle in Stücke hauen!“

„Madelon!“

Ein schallendes Gelächter hatte die Bußpredigt der alten Frau belohnt, die mit der großen Flügelhaube der Landbewohner der unteren Marne in dem Cariol saß und jetzt aufrecht darin stand, die Arme in die

Seite gestemmt, das faltige, eckige Gesicht dunkel geröthet vor sprudelndem Zorn, der freilich nur immer wieder auf's Neue die Heiterkeit der umdrängenden jungen Offiziere erweckte.

„Bravo, Madame Tulipan! Kommen Sie geschwind hierher, Madame Saint Ange! Herbei, schöne Wasilschikoff! Hierher, Madame Adrienne — bitte, die neueste Mode von Paris!"

„Spitzbubenvolk seid Ihr, Zigeunervolk, keine Kürassiers! Mögen auch schöne Madames sein, die mit solchem Gesindel zechen und die Gläser vor die Augen halten, und wie die Gänse lachen über eine alte ehrliche Frau, die ihr Lebtag nichts Schlimmes gethan und vom Curé stets in der Beichte absolvirt worden ohne viel Federlesens mit allerhöchstens einem Dutzend Rosenkränze. Madame Tulipan hin, Madame Tulipan her, ich bin und bleibe für Jeden, der's hören will, die alte Madelon Morel, und mein Vater selig war ein Bragar von St. Dizier, wenn er auch nur ein einfacher Arbeiter gewesen ist auf den Holzhöfen der Challiers!"

„Madelon!"

„Laß mich, Kind — auf dem ganzen Weg hierher hat uns das Gesindel schon chikanirt und gehänselt!

Zum Vergnügen kommen wir wahrhaftig nicht hierher, und mit dem Marschall müssen wir reden, er kennt Deinen Vater gut genug und wird uns schon helfen."

Die Erwähnung des Marschalls schien doch einigen Eindruck auf die übermüthige Gesellschaft zu machen, denn Viele verloren sich aus dem Kreise, der sich um den Wagen gebildet hatte. Auch die Persönlichkeit der anderen Reisenden diente dazu, jede übermüthige Laune wenigstens von ihr abzuhalten.

Es war dies ein junges Mädchen von siebzehn bis achtzehn Jahren, in tiefe Trauer, einfach aber sehr solid gekleidet. Ihre Personbeschreibung können wir uns sparen, da sie bereits früher gegeben ist, denn die junge Dame war Louise Challier, die Tochter des Holzhändlers in St. Dizier, die frühere Braut des hannoverschen Gardedragoners Cappei.

Da ihre einfache Erinnerung an ihre mundfertige, auf's Höchste erbitterte Begleiterin Nichts fruchten wollte, machte sie einfach Anstalten, auf der anderen Seite des kleinen Gefährts auszusteigen und winkte dem ländlichen Fuhrmann, der noch am Kopfe seines Pferdes stand und mit stupider Miene dem übermüthigen Treiben der Soldaten zusah, ihr dabei zu helfen; denn diese ein=

spännigen Cariole sind in der That der Art, daß es nicht leicht ist, besonders für ein Frauenzimmer, den Boden ohne die Hilfe eines Arms oder Stuhls glücklich zu erreichen. Galant sprangen zwei der jüngeren Offiziere herbei, ihr zu helfen, aber eine sehr verständliche und energische Geberde des jungen Mädchens wies sie zurück, und als der Fuhrmann ihr die Hand gereicht, sprang sie, auf diese gestützt, zur Erde und schritt, ohne ein Wort zu sagen, auf einen älteren Offizier zu, dessen höherer Rang ihr die Epauletten zeigten und der, aus einer Meerschaumpfeife qualmend, gleichgültig für das Treiben an der Thür des Hauses lehnte.

Sie machte ihm eine höfliche anständige Verbeugung und sagte mit ruhiger Stimme: „Mein Herr, ich bitte um Ihren Schutz. Sie haben vielleicht auch Töchter, und werden mir solchen gewiß nicht verweigern.“

Der Offizier, mit den Abzeichen des Majors, verzog das finstere Gesicht etwas spöttisch, die einfache, solide Erscheinung des jungen Mädchens hatte jedoch so viel Eindruck auf ihn gemacht, daß er die Pfeife aus dem Munde entfernte.

„Zunächst, wer sind Mademoiselle? Die Frauen-

zimmer, die hierher kommen, pflegen eines besonderen Schutzes nicht gerade zu bedürfen."

„Mein Name ist Louise Challier, ich bin die Tochter eines Bürgers und Holzhändlers in St. Dizier an der Marne. Der Ruf einer nahen Verwandten, der verwittweten Schwester meiner seligen Mutter, rief mich vor vier Tagen an ihr Krankenbett in Lichtenberg — aber ich konnte ihr nur die Augen zudrücken und sie zur Erde bestatten. Ich wollte über Hagenau und Nancy nach meiner Heimath zurückkehren und Freunde der Verstorbenen haben mich bis zur Bahn gebracht, aber dort weigert man mir die Weiterfahrt, weil alle Züge vom Militär in Beschlag genommen wären."

„Das ist richtig! Ihre Geschichte mag wahr sein, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Sie mögen immerhin ein anständiges Mädchen sein, aber es war mindestens sehr unvorsichtig, sich allein in die Nähe des Krieges zu wagen."

„Ich bin nicht allein, meine alte Amme ist bei mir, da mein Vater, der krank ist, mich nicht begleiten konnte."

„Nun," meinte der Major, „einen Beschützer haben Sie da allerdings, denn die Alte scheint kein schlechtes

Mundwerk zu haben, und ich habe mich innerlich gefreut, wie sie's den Laffen da gegeben hat. Aber wie gesagt, Mademoiselle" — und er zuckte die Achseln — „es thut mir leid, aber ich kann Ihnen nicht helfen."

„Ich wollte Sie auch blos ersuchen, uns vor Beleidigungen zu schützen, bis ich den Herrn Marschall gesprochen habe."

„Den Marschall? Meinen Sie den Marschall Mac Mahon, den Herzog von Magenta?"

„Zu dienen, mein Herr!"

„Parbleu! Sie blasen gleich Generalattaque! Aber der Marschall hat jetzt keine Zeit, sich mit solchen Lappalien abzugeben."

„Man hat mir in Reichshofen auf dem Bahnhof gerathen, mich hierher zu wenden, wohin der Herr Marschall sicher kommen würde, da er hier seine Equipagen habe. Der Name meines Vaters ist dem Herzog vielleicht nicht unbekannt, er hat vor achtzehn Jahren in Paris Gelegenheit gehabt, dem Herrn Marschall einen kleinen Dienst zu leisten —"

Der alte Major lachte. „Da kennen Sie die hohen Herren schlecht, Mademoiselle, achtzehn Jahre ist eine lange Zeit, wo man viel vergessen kann. Aber ich

will Ihr gutes Vertrauen nicht stören und Ihnen den nöthigen Schutz zu schaffen suchen, nur kann ich Ihnen nicht sagen, ob und wann der Herzog herkommen wird. Ich bin der Major Tondon, Kind, und habe Frau und Töchter, wie Sie richtig gerathen, Sie können mir also vertrauen. Ich kenne zufällig ein Wenig den Haushofmeister des Marschalls, der aus demselben Ort mit mir ist. Kommen Sie mit mir zu den Zelten dahin, er wird dort zu finden sein."

„Aber Madelon — meine Amme?"

„Sie mag das Gefährt vertheidigen, das man Ihnen sonst bald annectiren würde. Aber ich will ihr doch besser eine Sauve-garde zu Hilfe geben — der Wagen mag mit ihr dorthin zu den Fourgons fahren."

Er rief eine Ordonnanz herbei und ertheilte ihr den nöthigen Befehl. Dann nahm er das Mädchen am Arm und führte sie zu dem Zeltlager.

In diesem Augenblick kamen von zwei Seiten zwei Reiter herangesprengt.

Der Erste war ein Kürassieroffizier, der in rasendem Galopp querfeldein am Ufer des Eberbachs entlang von dem Niederwald daher gejagt kam und an der Lisière des Waldes, wo die Cavallerie kampirte, wahrscheinlich

den Weg, der dort durch den Wald von Elsaßhausen und Wörth her führte und sich in der Mitte des Gehölzes kreuzte, verlassen haben mußte, um nur eiliger nach dem Rendezvousplatz der Offiziere an dem Dorfwirthshaus zu gelangen.

Dort angekommen, zwischen dem Platz, wo die schöne Heloise vorhin Orsini's frivole Arie gejubelt, und der Stelle, an der sich die beiden Aerzte unterhalten hatten, parirte der Reiter das schäumende Pferd, daß es auf die Hinterfesseln sank.

„De Rajac! de Rajac!“ riefen, vom Rasen aufspringend, mehrere der Kürassieroffiziere, den Reiter umringend. „Was zum Henker, warum so eilig? greifen die Preußen an, Capitain?“

„Mann, Sie sehen aus, als hätten Sie den Teufel gesehen!“

Der Reiter schaute starr vor sich hin. „Möglich!“ zischte er zwischen den Zähnen. „Wein her!“

Der Lieutenant Chappedelaine sprang herbei, eine volle Burgunderflasche in der Hand und ein Glas und wollte einschenken. Der Reiter stieß das Glas zur Seite, daß es zu Boden fiel, riß dem Offizier die Flasche aus der Hand und führte sie an den Mund.

Er ließ sie nicht wieder sinken, als bis sie fast senkrecht in die Luft stand und der letzte Tropfen getrunken war; dann ließ er sie gleichfalls zur Erde fallen.

„Ah — das that gut!“

Der Capitain de Najac war ein großer schöner Mann von etwa ein oder zweiunddreißig Jahren. Das martialische, schön soldatische Gesicht mit dem schwarzen Backen=, Schnur= und Knebelbart hatte einen bräunlichen Teint, der aber jetzt fast fahl war, die stolzen dunklen Augen, die sonst unter den schwarzen, merkwürdig über der Adlernase in einander laufenden Brauen feurig und siegesgewiß funkelten, hatten jetzt einen unheimlich starren Ausdruck.

„Steigen Sie ab, Capitain! Sie haben Ihren „Vampyr“ übertrieben, das Thier zittert an allen Gliedern, und Sie selbst brauchen eine Erfrischung.“

De Najac war mechanisch aus dem Sattel gestiegen — er schaute wie wirr um sich her. „Wo ist der Schurke, mein Bursche?“ — Er warf dem Herbeispringenden den Zügel zu. „Daß es ordentlich abgerieben und in Decken gehüllt wird, oder ich ziehe Dir das Fell über die Ohren! — Mort de ma vie! meine Kehle ist trocken — gebt mir zu trinken!“ Er löste

den Helm, strich sich mit der Hand über das Gesicht und warf sich, ohne zu fragen, auf die Bank unter dem Nußbaum. Als er die nächste Flasche ergriff, ohne den schweren Stulpenhandschuh auszuziehen, und in einen großen Becher den Wein ausgoß, zitterte die Hand leicht, so daß ein Theil überfloß. Dann griff er hastig nach den Speisen und aß, ohne zu wählen.

Die Kameraden standen betroffen um ihn her.

„Was hat Sie denn eigentlich wieder angefochten, de Najac?“ fragte endlich der Capitain Lefèvre von den Lanciers, „daß Sie wie toll geritten kommen? Haben Sie denn bei den Vierten drüben Hunger und Durst gelitten? Wir glaubten wirklich, es käme ein Regiment Prussiens hinter Ihnen drein!“

Der Kürassier schaute ihn grimmig an. „Hoffen Sie wirklich, einen Najac vor den Prussiens davonlaufen zu sehen? — Hölle und Teufel! — Aber sie kommen, sicher — ich hoffe doch, Sie gönnen mir noch die paar Stunden?“

„Nichts für ungut, Herr Kamerad — ein Mann von Ihrem Glück ist gefeit!“

„Meinen Sie?“

Die schöne Heloise hielt ihm ihr Glas entgegen.

„Auf Ihr Wohlsein, Capitain! Sie wissen, daß Sie mir ein Dutzend preußischer Ohren versprochen haben, die Ihre gute Klinge von den gelben Rundköpfen hauen wird, so glatt wie ein Radies! Sie wissen, welchen süßen Lohn ich Ihnen gelobt habe im ersten Nachtquartier über der Grenze, wenn mein General das Podagra hat. — Also nichts von Todesgedanken:

Trinket Wein und die Thoren verhöhnet,
Denen Sorge die Zukunft noch macht!"

Er stieß mechanisch mit ihr an — eben so mit den gratulirenden, schlechte, freche Scherze machenden Offizieren — sein Auge hatte über sie hinweg den alten Assistenzart erblickt.

De Najac stand auf. „Einen Augenblick, meine Herren! ich stehe gleich wieder zu Diensten." Er ging durch ihren Kreis, nahm — eine unerhörte Gunstbezeugung bei dem stolzen hochmüthigen Offizier — den Arzt unter den Arm und führte ihn einige Schritte fort.

„Hören Sie, Doctor — alte Unke, die Sie sind — haben Sie mir nicht einmal erzählt, daß Sie den grauen Reiter gesehen hätten, das Schlachtgespenst — wenigstens erzählen Sie die hirnverbrannte Mähr ja Jedem, der sie hören will!"

„Aber auch nur solchen, Herr Capitain!“ sagte der Arzt verletzt und suchte seinen Arm los zu machen. „Ich glaube nicht, daß ich Ihnen damit beschwerlich gefallen bin.“

„Unsinn! Mißverstehen Sie mich nicht! Haben Sie ihn gesehen oder nicht? — auf Ihr Ehrenwort, Docteur!“

„So gewiß ich Sie hier vor mir sehe!“

„Und — und — Sie werden sich dessen erinnern — der Reiter — das Gespenst — hatte einen Kopf?“

Der Arzt hatte die Gelegenheit wahrgenommen, den Finger auf den Puls des Offiziers zu legen. „Sie sind krank, Herr Capitain, Sie haben das Fieber!“

„Zum Teufel mit Ihrem Fieber! antworten Sie mir! — Der — der Reiter — hatte einen Kopf?“

„Er hatte einen Kopf! Ich habe sein Schattengesicht gesehen!“

„Ah!“ — Es war, als fiele ein Gewicht von seinem Herzen. „Unsinnige Einbildung! — Sie haben Recht — es muß das Blut gewesen sein, ein Fiebergebild! — Aber wir haben jetzt keine Zeit, krank zu sein. Ich danke Ihnen bestens, Doctor — rechnen Sie stets auf mich, hier — oder wo anders!“

Er schritt, die Melodie pfeifend, die vorhin die Sängerin angestimmt, lustig zu dem Souperplatz zurück. „Sie haben Recht, Heloise:

Trinket Wein und die Thoren verhöhnet,
Denen Sorge die Zukunft noch macht!“

Die Dämmerung war bereits in das Abenddunkel übergegangen, die Sterne blitzten am Himmel, die Wachtfeuer loderten ringsum. In der Dämmerung war der im Trabe auf der Straße von Moosbrunn her, die hier einen stumpfen Winkel macht, herankommende zweite Reiter nicht beachtet worden, bis er dicht an den Zechenden war.

„Meine Herren — Se. Durchlaucht der Marschall mit der Suite sind dicht hinter mir. General Duhesme ist in der Begleitung!“

Die Nachricht des Adjutanten, der lachend weiterritt zu den Zelten, um die Anrichtung des Soupers zu befehlen, schlug wie eine Bombe unter die ausgelassene Gesellschaft.

Die Offiziere, die im Dienst hätten sein sollen, machten sich eilig davon, zu den Feldwachen, einige andere schafften die lockern Dämchen in's Haus, die ohnehin hier nicht ihren Protecteurs unter die Augen

kommen mochten, die übrigen nahmen wenigstens eine gesetztere Haltung an, als sie sich, wie in Fortsetzung des Mahles, um die Tische vor dem Wirthshause gruppirten.

Einige Minuten später klirrten die Pallasche der präsentirenden Posten. Der kommandirende General der Südarmee, der Marschall Maria Patrik Moritz Mac Mahon, Herzog von Magenta, der bestimmt war, auf dieser Stätte seinen alten Kriegsruhm einzubüßen, kam langsam im Gespräch mit den links und rechts reitenden Generalen Ducrot und Pellé mit zahlreicher Begleitung herangeritten.

Der Marschall, 1807 in Autun geboren und aus einer alten irländischen Familie stammend, die sich dem Geschick der Stuarts anschließend, mit diesen nach Frankreich kam und hier zu hohen Ehren gelangte — der Vater des Marschalls war Prior von Frankreich und ein persönlicher Freund Karl X., — war damals also 63 Jahr. Die mittelgroße Gestalt des berühmten Soldaten paßte eben so gut zum Hofmann und Politiker, der er war, alle seine Bewegungen waren ruhig, fein und aristokratisch, das Gesicht, das etwas Ernstes, fast Trübes um die Augen hat, gewinnt durch die glatten

Wangen und den einfachen Schnur- und kleinen Knebelbart. Der Marschall hat, wie gesagt, nichts Martialisches, wie viele andere französische Offiziere, sondern mehr das Ansehen eines feinen Denkers. Daß er ein bedeutender und muthiger Soldat, haben seine Feldzüge in Afrika, die Erstürmung des Malakoff und sein selbstständiges Eingreifen in der Schlacht von Magenta bewiesen, das allein die Garden und den Sieg rettete. Daß er keiner der kaiserlichen Höflinge, sondern ein selbstständiger Character ist, bewies seine Haltung im Senat gegen die sogenannten Sicherheitsgesetze in Folge des Orsinischen Attentats.

Die Offiziere waren sämmtlich aufgestanden und hatten sich salutirend an den Weg gestellt, den der Marschall zu seinen Zelten nahm.

Der Marschall hielt bei dem Bivouak der Offiziere einige Augenblicke still. Ein Wink rief den Colonel des 8. Regiments an seine Seite.

„General Duhesme sagt mir, daß seine Brigade in gutem Stande," sagte er. „Ich freue mich, das zu hören, wenn wir sie auch morgen noch nicht brauchen werden. Die Preußen stehen zwar mit den Vorposten bereits an der Sauer, doch wird es vor übermorgen

nicht zum Treffen kommen. Beiläufig, meine Herren, wenn Sie es noch nicht wissen sollten, Seine Majestät der Kaiser hat heute die Gnade gehabt, mich zum General en chef der zweiten Armee, also meines eigenen, des 5. und 7. Corps zu ernennen. Sie werden die Ehre haben, mit den Truppen der Division des letzteren Corps unsern rechten Flügel zu decken."

Der Colonel de la Rochère salutirte. „General Duhesme weiß, Durchlaucht, daß die Kürassiere Nichts mehr wünschen, als an den Feind zu kommen."

„Ich weiß, ich weiß! ich denke, es kann Rath werden dazu, sobald wir Nachrichten von Failly haben. Einstweilen eine kleine Geduld!"

Er wandte das Pferd und ritt weiter — der Oberst kehrte sich zu den Offizieren. „Diesmal sind Sie besser weggekommen, als Sie es eigentlich verdient haben. — O weh — der arme Tondon muß das Bad ausgießen, er hat ihn wahrhaftig mit dem Mädchen erwischt!"

Das war in der That geschehen. Der alte bärbeißige Major war zwar mit dem Mädchen zur Seite getreten, als der Marschall mit der Suite vorüber kam, aber das scharfe Auge des Generals hatte doch die

Beiden gesehen, da zufällig der Schein eines in der Nähe angezündeten großen Feuers auf sie fiel.

Der Marschall wandte sich an den General Michel, der hinter ihm ritt. „Ist das nicht Einer von Ihren Kürassieren, der mit dem Frauenzimmer dort, dicht bei meinem Zelt?"

„Es ist der alte Tondon — ich weiß in der That nicht, wie er dazu kommt, Durchlaucht," sagte der General ziemlich verlegen.

„Rufen Sie ihn her!"

Der General winkte — der alte Haudegen hätte sich mitsammt dem Mädchen gern in's Pfefferland gewünscht, so grimmig war sein Gesicht, aber es blieb ihm Nichts übrig, als zu gehorchen und so schritt er vor, ohne sich um das Mädchen zu kümmern.

Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn Luise, die von ihm selbst gehört hatte, daß dies der Marschall sei, war ihm gefolgt.

„Major Tondon?"

Der alte Offizier stand in steifer, dienstlicher Haltung, die Hand am Casquet, die Pfeife mit dem Maserkopf so gut als möglich in den Aermel geschoben. „Zu Befehl, Durchlaucht!"

„Wenn ich nicht irre, dienten Sie unter mir in Italien?“

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

„Gehört das Mädchen, das sich da hinter Sie versteckt, zu Ihnen?“

„Zu Befehl, Durchlaucht! gewissermaßen. Der Teufel hat mich geritten, mich in Dinge zu mischen, die mich Nichts angehen!“

„Wen denn?“

„Euer Durchlaucht und sie!“

„Mich? — Sie meinen wohl einen der Herren Generäle?“ bemerkte der Marschall mit einem malitiösen Seitenblick auf seine Begleitung, denn es war bekannt, daß viele der oberen Offiziere Damengesellschaft mit in's Feld genommen.

„Nein, expreß Euer Durchlaucht! — Na so kommen Sie doch vor, Mademoiselle, und helfen Sie mir aus der Patsche. Sie konnten ja vorhin so gut reden.“

Das junge Mädchen war vorgetreten — trotz ihrer großen Verlegenheit unter den vielen auf sie gerichteten Blicken fühlte sie, daß sie den Augenblick benutzen mußte, nur wußte sie nicht recht, wie anfangen. Endlich

stotterte sie: „Ich bin eine Bragare, Herr, und heiße Luise Patricia Challier!“

„Eine Bragare — das ist ja wohl eine Bewohnerin von Saint Dizier? — Aber, mein Kind, was kümmert das mich?“

„Ich hatte gedacht, mein Vater ist der Holzhändler Challier und ich glaubte . . . Euer Durchlaucht erinnerten sich — — —“

„Challier? — wahrhaftig, der Name ist mir nicht unbekannt! — Warten Sie . . . .

„Es sind achtzehn Jahre her, Durchlaucht — im Bois de Boulogne,“ sagte das Mädchen jetzt muthiger.

Es zuckte wie ein Blitz der Erinnerung über das Gesicht des Marschalls. „Richtig — jetzt weiß ich es — Challier hieß der wackere Mann! Ich war gerade zum Divisionsgeneral ernannt worden — 1852 — und von Oran nach Paris gekommen, um mich beim Kaiser zu melden. — Ich fuhr meine Frau durch das Bois de Boulogne und kutschirte selbst, als die jungen Pferde scheu wurden und durchgingen. Meine Frau schrie, daß ich fast den Kopf verlor — Alles sprang zur Seite, als die Pferde den Fahrdamm verließen, ein einziger Mann hatte die Geistesgegenwart, sie zu fassen und zum

Stehen zu bringen. — Richtig, Challier war sein Name, ein junger Holzhändler aus Saint Dizier, wenn ich mich recht erinnere, und er sagte mir, er müsse schon den andern Tag wieder Paris verlassen, weil seine Frau ihre Niederkunft erwartete. Nun, Kind, es war Unrecht von mir, daß ich den braven Mann, Ihren Vater, vergessen hatte, aber er hat auch nicht Wort gehalten, das sagen Sie ihm."

Der Marschall hatte die kleine Anekdote mehr zu seiner Umgebung erzählt und war abgestiegen. Dabei bemerkte er, daß das Mädchen ihn fragend ansah.

„Ja wohl — er hatte mir versprochen, mich zu Gevatter zu bitten."

Luise erröthete. „Ich heiße ja Luise Patricia — nach Euer Durchlaucht. Aber meine Geburt hat meiner armen Mutter das Leben gekostet — da dachte er wohl nicht daran, Euer Durchlaucht zu belästigen."

Der Marschall reichte ihr die Hand. „Armes Kind! — Aber was führt Sie hierher in diese — für junge Mädchen nicht sehr passende Umgebung?"

Luise Challier erzählte mit so kurzen Worten als möglich, denn sie war verständig genug, zu bemerken, daß der Marschall nur wenig Zeit für sie hatte.

„General Colson,“ wendete sich der Herzog an seinen Generalstabschef, „haben Sie die Güte, für diese junge Dame einen Passirschein ausfertigen und sie von einem Offizier nach Reichshofen und bis Hagenau begleiten zu lassen mit dem nächsten abgehenden Zug. Er hat für ihre Sicherheit zu sorgen. — Haben Sie Mittel zur Station zu kommen?“

„Ich habe ein Cariol, das mich hergebracht hat und wartet!“

„Ja — wenn's noch da ist! Die Spitzbuben, Ihre Soldaten, Durchlaucht Majestät, wollen den Karren mit Gewalt für ihre Bagage nehmen! — Seh mir Einer die Lumpen an, als ob das Volk nicht schon genug Steuern geben müßte für Alles, was die Herren Soldaten brauchen.“ Es war die rüstige alte Bäuerin, die sich herbeigedrängt hatte in Besorgniß um ihr ausbleibendes Pflegekind.

„Meine Amme — meine Begleiterin! Durchlaucht wollen ihr verzeihen!“

„Hat sich was zu verzeihen! Mein Alter bezahlt seine Steuern und ich habe selber zwei Jungen bei den Garde-Voltigeurs — aber wenn sie solche Höllenbraten wären, wie Die da, an denen man sich die Seele aus

dem Leibe ärgern muß, so wahr ich eine ehrliche Frau bin, sie sollten mir nicht wieder über die Schwelle kommen!"

Der Marschall fühlte, daß er der Scene ein Ende machen müsse, denn ein unterdrücktes Lachen machte sich bereits in der Umgebung bemerklich. Er reichte dem Mädchen die Hand. „Leben Sie wohl, Fräulein, und grüßen Sie Ihren Vater. Wenn wir aus Deutschland zurückkommen, besuche ich ihn einmal und hoffe, Sie dann als Braut eines tüchtigen Soldaten zu finden. Major Tondon, ich danke Ihnen, daß Sie das Fräulein in Schutz genommen haben und bitte Sie, dies weiter zu thun und für ihre Erfrischung aus meiner Küche zu sorgen, bis General Colson den Offizier sendet."

Er nickte den Frauen freundlich zu und ging nach dem zweiten Zelt. „Ich bitte die Herren Generale zum Kriegsrath einzutreten, ehe wir uns zu Tische setzen. — Welche Depeschen sind eingegangen?"

Der Marschall hatte an einem Tische Platz genommen, auf dem zwei silberne Armleuchter mit Wachskerzen standen und rasch eine Karte der Gegend ausgebreitet wurde. Er nahm die Depeschen, wie die

Offiziere des Stabes sie ihm reichten und hörte die kurzen Meldungen.

„Es scheint, daß man im kaiserlichen Hauptquartier wenig genaue Nachrichten über die Stellung des Feindes hat," sagte der Herzog. „Wir wissen auf unsere Kosten leider, wo wir ihn zu suchen haben. Diese Kreuzung der Befehle an General Failly wegen Bitsch, ist sehr unangenehm. — Wir haben hier zum Glück eine gut gesicherte Stellung und können den günstigen Augenblick zum Vorstoß abwarten. — General Failly meldet, daß er erst morgen früh zwei Divisionen bei Bitsch vereinigt haben kann, glaubt aber diesen wichtigen Verbindungsknoten nicht ganz entblößen zu dürfen, und wird daher morgen erst die Division Lespart zur Verbindung mit dem fünften Corps abrücken lassen. Schreiben Sie ihm, daß er seine anderen Truppen stehen läßt und für den 7. marschbereit hält, um auf die rechte Flanke der Deutschen zu drücken."

„Durch Telegramm?"

„Nein, senden Sie morgen früh bei Zeiten einen Offizier. Er mag eine Division nach Philippsburg dirigiren. General Forgeot — wie viel Geschütze haben Sie auf den Höhen placirt?"

„Zweiundsiebenzig Geschütze und achtzehn Mitrailleusen, ohne die Artillerie der Division Conseil-Dumesnil, deren Eintreffen von Hagenau bereits gemeldet ist. Es stehen demnach vier Batterien und sechs Mitrailleusen zur Reserve.“

„Wir wollen uns wenigstens für alle Fälle sichern. Lassen Sie von der Division Lartigue die dritten Zuaven, dritten Turcos die Höhen Gunstedt gegenüber besetzen. Sie, General Raoult, nehmen die Mitte zwischen Froschweiler und Elsaßhausen; — General Ducrot — sind die Dispositionen für den linken Flügel getroffen?“

„Die Truppen bivouakiren bereits auf den angewiesenen Punkten. Die Position von Froschweiler beherrscht den ganzen Niederwald und ist nicht zu nehmen.“

„Gut denn — der Feind wird sich wahren, uns in dieser Stellung anzugreifen und die Truppen haben Zeit, sich für übermorgen fertig zu machen. Und jetzt meine Herren — zu Tische!“

* * *

Die Plänkeleien der Vorposten über die Sauer hinweg hatten die ganze Nacht gedauert. Der am Nachmittag im Hauptquartier des Kronprinzen zu Sulz ausgegebene

Armeebefehl ging dahin, in verschiedenen Richtungen die Vorposten vorzuschieben und die Truppen mit Frontveränderung um Sulz zu concentriren. Man wollte erst dem ersten Bayrischen Corps und dem Corps Werder Zeit lassen, für den zum 7. bestimmten Angriff heranzukommen. Die Stellung der Franzosen war überaus fest, durch zahlreiche Artillerie und die jeden Angriff dominirende Bildung des Terrains gedeckt.

Um 4 Uhr Morgens hatte Generalmajor Walther, Commandeur der 20. Infanterie-Brigade, Bewegungen in der französischen Stellung bemerkt, die ihn auf einen Abzug der Franzosen schließen ließen und ihn zu einer gewaltsamen Recognoscirung über Wörth hinaus veranlaßten, die von 8 Uhr ab zu der blutigen Schlacht führte, welche — mit wechselndem Glück, — zwei Mal von dem deutschen Obercommando abgebrochen und immer wieder von der Zähigkeit der einzelnen Corpsführer aufgenommen, zu der gänzlichen Niederlage der französischen Südarmee und zu jenem glänzenden Sieg führte, den der Kronprinz mit dem lakonischen Telegramm der preußischen Hauptstadt verkündete:

Ich habe den Marschall Mac-Mahon mit dem größten Theile meiner Armee vollständig geschlagen.

Die Franzosen sind auf Bitsch zurückgeworfen. —
Auf dem Schlachtfeld, 4 Uhr Nachmittags, bei Wörth.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz.

Erst das spätere Telegramm des Königs meldete den großen Umfang des Sieges.

Es ist hier nicht die Aufgabe unseres Buches, die einzelnen Phasen des Kampfes zu schreiben — wir haben es allein mit einer derselben zu thun! —

Es war 1 Uhr Nachmittags.

Das erste Bataillon des Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 32 hatte von Süden her das schwach besetzte Dorf Morsbrunn genommen, mit den Albrechtshäusern die ersten Stützpunkte auf dem westlichen Ufer der Sauer, Theile des 32., 94. und 80. Regiments und drei Schwadronen des hessischen Husaren-Regiments Nr. 13 drangen nach, — es gab jetzt eine Rechtsschwenkung nach Nordwest gegen den Niederwald, in den der rechte französische Flügel zurückgewichen war.

Der hier commandirende Divisionsgeneral Lartigue erkannte sehr wohl, wie schwer ein weiteres Vordringen des deutschen Heeres auch die französischen Stellungen vor Wörth gefährden mußte — es galt ein Opfer!

Hinter dem rechten Flügel der französischen In-

fanterie, östlich von Ebersbach, fast an der nämlichen Stelle, wo am Abend die Offiziere getafelt und frevelnd das Schicksal herausgefordert hatten, stand die Kürassier-Brigade Michel — noch weiter rechts, dem Dorfe zu, das sechste Lancier-Regiment.

In wüthendem Jagen kam ein Adjutant gegen den General gesprengt. „Ein Kürassier-Regiment zum Angriff auf die linke Flanke der Prussiens. Zurückwerfen in's Dorf!"

„Kürassiere vor!"

Colonel de la Rochère, ohne nähere Bestimmung abzuwarten, hob den Pallasch — die Trompeten schmetterten.

„In Escadron-Colonnen vorwärts! Trab!"

Der Oberst des Neunten, Waternau, stieß einen Fluch aus — „sollen die Vesouler allein den Sieg gewinnen? Die drei ersten Schwadronen in Linie, vorwärts! Die Vierte in Zugcolonne zur Reserve! — Marsch!"

Der Capitain Manissolle sprengte an der Reihe seines Zuges an den haltenden Lanciers vorüber. „Ist's gefällig, Herr Kamerad? oder lieben der Herr von der Lanze nur das Zusehen?"

Der Premierlieutenant Combal, dem der höhnische Zuruf galt, schwang wie rasend den Säbel. Er brach mit seinem Zuge ohne Commando aus der Linie und stürmte unter Hurrah den Kürassieren nach — andere Züge folgten — fast zwei ganze Escadrons! kaum gelang es Oberst Tripard, die Anderen zurückzuhalten.

Von den Albrechtshäusern her scharfes Flankenfeuer — viele Kürassiere vom Achten stürzten zusammen — Offiziere — Mannschaften!

„Ausgelegt! Galopp!"

Die Trompeten schmetterten wild — noch hatte man den Feind nicht im Gesicht — lange Gräben und Baumreihen, abgehauene Stämme füllten das Angriffsfeld mit ungeahnten Hindernissen. Vorwärts! immer wilder, berauschender schmettern die Trompeten — was stürzt, stürzt! — „Zur Attacke!"

Drei Bataillone vom 32. und 94. Regiment und die dritte Pionier-Compagnie haben sich bereits aus der Dorfgasse entwickelt und aus den Waldparzellen vor Ebersbach ein so heftiges Infanterie-Feuer erhalten, daß ihr Vordringen gehemmt ist. Oberst von Förster führt die Zweiunddreißiger. In diesem Augenblick stürzt wie eine Gewitterwolke das 8. Kürassier-Regiment heran.

Noch hätte man Rückhalt in den Wein- und Hopfengärten finden können, aber ohne Carré's und Schützenknäuel zu bilden, formiren die Thüringer sich zu Feuer-Linien.

„Schlagt an! Feuer!"

Von zwei Seiten rasseln die Compagnie-Salven in den Feind — Roß und Reiter stürzen übereinander — Wuthgebrüll — Schmerzensgeheul — fast das halbe Regiment wälzt sich am Boden — der Rest jagt in wilder Flucht rechts und links an der tapferen Infanterie vorüber, schwenkt am Nordende des Dorfes um dieses, oder sucht in den Dorfgassen Schutz und Weg.

Aber hier stoßen sie auf die zwei Compagnien von den Wiesbadener Füsilieren Nr. 80, die von der Brachmühle kommen, und die Schützen des Regiments. Siebenzehn Offiziere allein sind an dieser Stelle gefallen, oder gefangen — ein Kolbenschlag wirft den Colonel de la Rochère aus dem Sattel — die rothen Schweife der Helme bedecken den Boden — hundertdreißig Reiter schlagen ihn mit den wunden Gliedern!? Nur Wenigen gelingt es, sich durchzuschlagen — der tolle Najac ist unter den Wenigen.

Noch schlimmer werden die 9. Kürassiere empfangen

— sie sind links auf die Pionier=Compagnie gestoßen, die in breitem Haufen formirt, schon auf dreihundert Schritt Entfernung ihr wohlgezieltes Schnellfeuer giebt und die Sättel räumt. Vergeblich sprengt der vorbei=jagende Rest die Ecke der Pioniere — ihr Feuer folgt ihnen unvermeidlich. In dem Dorfe erwarten sie die Achtziger — wie Hagelschauer prasseln die Kugeln auf Helme und Harnische — Todte und Verwundete, Pferde und Menschen rollen übereinander — die links heran=stürmenden Lanciers werden von einem schnellen Flanken=feuer der achten Compagnie der Zweiunddreißiger ge=worfen — was noch im Sattel hält von den drei Regimentern, jagt an Morsbrunn vorüber in der Richtung nach Dürrenbach und Walburg.

Aber, Feinde überall! — Ueberall heranrückende deutsche Truppen! Auf weitem Umweg suchen die traurigen Reste, Lanciers, Küraſſiere in wildem Gedränge, Jeder nur mit sich selbst beschäftigt, — die französische Infanterie am Niederwald wieder zu erreichen! Ver=gebene Mühe! Die drei Eskadrons des Husaren=Regiments Nr. 13 stehen in Zugcolonnen zum Flankenschutz der Infanterie. Da braust es heran, hinter ihnen — wilde Flüche, Geschrei — Jammer! — Verzweiflung!

Auf dreihundert Schrit ist der wilde Haufen bunt durcheinander im Rücken herangekommen, als er bemerkt wurde.

„In Zügen — Kehrt! — Zur Attacke!"

Das Commando des wackeren Führers, des Oberstlieutenant von Heuduck, wird von den Eskadronschefs wiederholt — wie der Blitz sind die flinken Pferde der Hessen herum, die Säbel funkeln im Sonnenlicht, die Klingen kreuzen sich im heftigen Einzelgefecht — die langen Schwerter der Kürassiere, die Lanzen der Ulanen sind eine gefährliche Waffe gegen die leichten Reiter, aber die Ordnung der Fliehenden ist längst gelöst — selbst die Tapferkeit der Verzweiflung vergeblich — zerstreut! zerstreut! — rasch sind die Husaren gesammelt und die erste Escadron attackirt im Choc.

An der Spitze eines Reiterknäuels, den Helm von den Säbelhieben eines Husaren heruntergeschlagen, mit funkelndem Auge, das Gesicht fast unkenntlich von Staub und Schweiß, aber hoch im Sattel seines treuen „Vampyr," der wackere Rappe wie selbst von Kampflust und Erbitterung erfaßt, um sich hauend und beißend, stürmt der Capitain de Najac auf die Escadron!

„Vive l'empereur! — A bas les Prussiens!"

Rechts und links fliegen die Husaren aus den Sätteln — „à moi les Cuirassiers!“ Der tolle Capitain ist hindurch — zwanzig der Seinen mit ihm — nach Südwesten wendet sich die kleine tapfere Schaar, immer voran der tolle Capitain.

„Verdammt! wieder die Hussards!“

Aus dem Dorfe trabt die vierte Escadron.

Da — von Ebersbach her — wohin die französische Infanterie sich glücklich zurückgezogen durch die Opferung der tapferen Reiter — kracht ein vereinzelter Kanonenschuß gegen die jetzt nicht mehr von den eigenen Regimentern maskirten Feinde — mit dem zischenden, nervenerschütternden Ton kommt die Granate durch die Luft — —

Die Husaren öffnen die Glieder — Entsetzen! in wüthenden Sprüngen auf sie zu kommt ein schwarzes Roß, schaumbedeckt mit fliegenden Nüstern, funkelnden Augen — auf dem Rappen sitzt, fest im Sattel, die den Pallasch umkrampfende Rechte niederhängend am Leib, der Reiter, der glänzende Harnisch deckt die breite Brust — der Helm — nein, nicht der Helm — er hätte Nichts zu decken, — diesem Reiter fehlt das Haupt!

Wer sucht die tausend Atome, in die es zerschmettert auf dem leichenbesäten Feld — aus zwanzig Adern sprudelt das warme Blut — —

„Wer eitler Weltlust fröhnt
Verfällt der Hölle Macht!"

Keine Hand greift nach dem schwarzen Roß — erst jenseits der Husarenlinie sinkt langsam die hohe Gestalt des stolzen Reiters aus dem Sattel — noch immer umklammert die Faust den blutigen Stahl — wer mag den Todten kennen?

Hier und dahin flüchten die zerstreuten Reiter, wiederholt bei dem planlosen Umherirren, in das Feuer der bei Morsbrunn und weiter rückwärts befindlichen preußischen Bataillone gerathend. Die Brigade Michel — das achte und neunte Kürassier-Regiment — und die sechsten Lanciers sind so gut wie vernichtet — nur wenige Reiter erreichen unversehrt die französischen Linien.

Die preußischen Husaren haben nur 1 Todten, 23 Verwundete und 35 Pferde verloren, die Verluste der Infanterie bei dem furchtbaren Ansturm sind ganz unbedeutend. — — —

*
* *

Es ist Nachmittag 5 Uhr — die sämmtlichen französischen Positionen sind — freilich mit schweren Verlusten erstürmt — zuletzt Froschweiler. In wüstem Gedränge, in wilder Flucht, fortwährend von den Deutschen bedrängt, wälzten sich die Trümmer der französischen Corps über Reichshofen nach Niederbronn!

Die Trümmer? — ja wohl, die Trümmer!

Noch ein Mal haben die Führer versucht, das unwiderstehliche Vordringen der deutschen Linien aufzuhalten, — die ganze Cavallerie-Division Bonnemain — vier glänzende intakte Küraßier-Regimenter hat der französische Feldherr in die Terrainmulde zwischen Froschweiler und Elsaßhausen gegen die andringenden Preußen vom 5. und 11. Corps geworfen; wie die Brigade Michel, empfing sie der Tod, das Schnellfeuer der Zündnadeln, der Granaten- und Kartätschenhagel der Artillerie reißt blutige Furchen in die geschlossenen Glieder! Auseinander — auseinander! Dahin — dorthin! — Wo sind die ehernen Regimenter — wo sind die Gladiatoren des Franken-Cäsars? — sie grüßen ihn nicht mehr, die dem Tode Geweihten — sie fluchen ihm!

Das ist kein Rückzug über Reichshofen — das ist die wildeste Flucht. — Als der Marschall mit dem

letzten Adjutanten durch die Straßen drängt, fällt ein junges Weib ihm in die Zügel; mit fliegendem Chignon, mit geisterbleichen Zügen, mit wirrem Auge! Nicht mehr jubelt der geile Mund das frevle Vertrauen auf das Heute! „Die Kürassiere, Herr, wo sind die Kürassiere?“

„Les Cuirassiers? — Il n'y a plus des Cuirassiers!“

Und die wilde Flucht drängt weiter. Erst bei Niederbronn, wo der eben von Bitsch eingetroffene Lespart Aufnahmestellung genommen, staute sich der Strom und theilt sich nach verschiedenen Seiten. Der für die Verwundeten, für die Generale, für das zurückgebliebene Material von Norden herangesauste Eisenbahntrain wird gestürmt, auf den Dächern der Waggons hocken sie, an den Handhaben hängen sie, die Coupés zum Ersticken überfüllt, mit halbem Leibe in der Luft aus den Thüren, auf den Trittbrettern, viele in voller Waffenrüstung, Andere halbnackt — dem Locomotivführer die Pistole auf die Brust: „Fahr zu!“ —

200 Offiziere und 9000 Mann Gefangene, 1 Adler, 4 Turcofahnen, 28 Geschütze und 5 Mitrailleusen mit zahlreichem Fuhrwerk und 1193 Beutepferden, das war der Lohn des Sieges, der freilich mit eigenem Verlust von 489 Offizieren und 10,153 Mann erkauft war; —

seine Frucht: die offenen Vogesen, der Weg hinein in Frankreich!

Zu den Beutepferden gehörte nicht der schwarze „Bayard". — Als der Kronprinz am Abend das Schlachtfeld beritt, begrüßt von dem freudigen Jubel der Offiziere und Mannschaften, traf man am Niederwald unweit Ebersbach auf eine verlassene Ambulance — die Geräthschaften, Bandagen und Werkzeuge überall zerstreut. Am zerbrochenen Rad des umgestürzten Wagens saß ein Mann in der Uniform eines Medecin-aide-major, der die Krim-Medaille trug und die von Solferino — neben ihm lag todt ein schwarzes Kürassierpferd mit zerrissenem Zaum- und Sattelzeug; — deutsches Eisen, ein und dasselbe Sprengstück hatte sie Beide getödtet — am sechsten August! — —

Sechstes Capitel.

Es war Abends 10 Uhr. — In dem großen Zimmer der Präfectur zu Metz, das mit dem anliegenden Schlafzimmer und zwei Vorzimmern der Kaiser Louis Napoleon bewohnte, stand der Kaiser am Fenster, den Blick hinunter gerichtet auf den Platz, der von einer durcheinander wogenden Menschenmenge gefüllt war, den Rücken gegen das Zimmer gekehrt, dessen Thür zu den Vorgemächern weit offen stand und in denen mehrere Generäle und Stabsoffiziere halblaut mit einander sprachen.

An einen Seitentisch gelehnt, die Arme in der bekannten Stellung seines großen Onkels, die er so sehr gern anzunehmen liebt, stand der kleine Neffe, der Prinz

Napoleon, mit mürrischem finsterm Blick, die Lippen fest zusammengepreßt, wenn sie sich nicht zu dem häufigen krampfhaften Gähnen öffneten. Seine Augen richteten sich zuweilen finster auf den Kaiser, oder mit einer unverkennbaren Gehässigheit auf den Marschall Leboeuf, der mit den Generalen Lebrun und Jarras über den Tisch in der Mitte lehnte, auf welchem eine große Spezialkarte des Terrains zwischen Metz und der preußischen Grenze und der Umgebung von Forbach ausgebreitet war. Verschiedene lange Nadeln mit bunten Knöpfen oder Papierstreifen bezeichneten auf der Karte die Stellung der französischen Divisionen und Brigaden.

Der Kaiser sah mit halb geschlossenen Augen hinab auf die Straße. Ein Zug schwerer Sorge und tiefer Entmuthigung lag zwischen seinen buschigen Brauen und auf dem ganzen schlaffen Gesicht. Die Finger der linken Hand, wenn er sie nicht auf dem Rücken hielt, trommelten leicht auf dem Fensterbrett.

Ordonnanz-Offiziere gingen und kamen.

„Wenn Bazaine seine Schuldigkeit gethan hätte," sagte der Marschall, „so wären die Preußen in ihrer linken Flanke aufgerollt worden."

„Sagen Sie lieber: wenn wir nicht so thöricht gewesen wären, das dritte Corps in einer nutzlosen Stellung vierundzwanzig Stunden unnütz zu exponiren," schrie der Prinz, „so hätten wir das Schlachtfeld gewählt! Aber es ist Alles zerfahren in der ganzen Geschichte — von vorn herein — ohne Plan und Verstand!"

„General Forey erklärte noch heute Morgen, daß seine Stellung unnehmbar wäre!"

„Das haben sie in Weißenburg auch erklärt, und Mac Mahon hat heute Vormittag dasselbe gesagt — und wie steht es jetzt? — Wissen Sie das?"

„Eure Kaiserliche Hoheit weiß, daß seit zwei Uhr alle Nachrichten fehlen. Bis dahin hielt sich der Marschall. General de Failly mit dem 5. Corps muß am Nachmittag auf dem Kampfplatz eingetroffen sein!"

„Ja — wenn man ihn nicht Tage lang bei Bitsch herumgezettelt hätte! Sehen Sie sich vor, meine Herren! Ihre Siegesnachrichten von heute Mittag nach Paris waren nur Unsinn. Ich weiß nicht, wie der Kaiser, der doch sonst zurechnungsfähig ist, sie hat zugeben können!"

Der Kaiser wandte sich hastig um. „Schweig! Du vergißt Dich!"

Das krampfhafte Gähnen des Prinzen verhinderte wahrscheinlich allein eine trotzige Antwort. Der Kaiser war zu dem Tisch getreten.

„Noch keine Nachricht von Frossard? — Forbach muß doch von Bazaine gedeckt sein — es ist nur ein Marsch von zwei Stunden!“

Der General Lebrun zuckte die Achseln.

Der Kaiser ließ seinen Blick über die Anwesenden gleiten. Dann sagte er: „Schließen Sie die Thür!“

Auf einen Wink des Generals Jarras verließen die Ordonnanz-Offiziere das Zimmer und schlossen die Thür. Nur der Marschall, der Prinz und die beiden Souschefs blieben zurück.

„Warum hat Bazaine nicht zeitigen Beistand geleistet?“ fragte der Kaiser.

Wiederum Schweigen und Achselzucken.

Es folgte eine kurze Pause, dann fragte der Kaiser mit halblauter Stimme: „Halten Sie ihn für einen Verräther?“

Der Marschall richtete sich auf und strich den langen Schnurbart.

„Ein Marschall von Frankreich, Sire,“ sagte er mit halblauter Stimme, „ist kein Verräther! Aber —

Herr Bazaine ist ehrgeizig; — nachdem Eure Majestät ihm gestern das interimistische Commando der Rheinarmee übertragen, — ist die heutige Schlacht ohne seine Disposition und seinen Oberbefehl geschlagen worden."

„Aha — da hast Du's! Es ist die erste wahre Meinung, die der Marschall ausspricht! — Dieses Hin- und Her-Commandiren, dieses Schwanken, diese Befehle des Einen, die der Andere wieder aufhebt — die Eifersucht dieser Herren unter einander — und grade heraus! Deine Anwesenheit hier — das ist's, was jede Energie verhindert hat! Wäre ich Commandeur en chef gewesen — bei Gott, die Garden hätten heute nicht die Maitres de Plaisir in Metz spielen sollen, statt auf dem Kampfplatz zu sein."

Es folgte eine Todtenstille auf den heftigen Angriff, dann sagte eine helle Stimme von dem Schlafzimmer her: „Onkel Louis, Mama sagt, vom Kriege verständest Du Nichts, das hättest Du in der Dobrudscha und in der Krim bewiesen."

Ein leises Lächeln flog über das Gesicht der Generale.

Der Prinz wandte sich heftig gegen das Kabinet. „Kinder gehören nicht in die Berathung von Männern!"

Der Kaiser hob leicht die Hand. „Laß ihn! Kinder und Narren reden die Wahrheit. — Schließe die Thür, Louis! — Uebrigens ist etwas Wahres an dem, was Du sagst, Vetter — es ist Manches von hier verfehlt worden. Wir müssen es möglichst gut zu machen suchen. Wenn nur Frossard wenigstens die Höhen um Forbach gehalten hat, — es sind große Vorräthe dort — er hat doch neununddreißig Bataillone und eine starke Artillerie."

Es klopfte an der Thür — ein Ordonnanz-Offizier trat ein, eine Depesche in der Hand.

„Aus dem Telegraphen-Büreau — von Saint Avold!"

„Nehmen Sie, Marschall! — was ist's?"

„General Frossard meldet, daß er der Dunkelheit wegen jeden weiteren Versuch hat aufgeben müssen; die Straße von Avold sei bedroht, und die Divisionen Vergé und Lacoupet hätten geordneten Rückzug nach Saargemünd angetreten; — General Bataille decke ihn auf den Oetinger Höhen."

„Aber Forbach?"

„Die Preußen stehen zwischen Forbach und Saint Avold — Forbach sei noch nicht angegriffen."

„Aber es wird es morgen früh sein, und es fehlt jede Deckung! — Welcher schwere Verlust!"

„Der Herr Marschall Bazaine wird eine große Verantwortung haben," sagte der Kriegsminister.

Der Kaiser antwortete nicht — er hatte sich gesetzt und den Kopf in die Hand gestützt.

Ein schwerer Schritt klang durch das Vorzimmer — die Thür wurde ohne anzuklopfen geöffnet, der Commandant des Hauptquartiers, General Letellier Blanchard trat ein, hinter ihm ein gewöhnlicher Telegraphen-Beamter, das blaue Couvert in der Hand.

Der General schien sehr aufgeregt — er schritt gerade auf den Kaiser zu.

„Sire — eine Privatdepesche von Straßburg an einen hiesigen Kaufmann — man bringt mir sie soeben — ich habe sie confiscirt! Die Leitung über Bitsch scheint unterbrochen zu sein."

„Geben Sie!"

Der Beamte überreichte das noch unverschlossene Couvert — der Kaiser zog das Blatt heraus, ohne erst nach der Adresse zu sehen — der Beamte wagte es nicht, den Schweiß zu trocknen, der in großen Tropfen von der Angst und dem raschen Gang auf seiner Stirne stand.

Der Kaiser las, ohne ein Wort zu sagen, das Papier zwei Mal — dann stand er auf.

„Wer kennt bereits den Inhalt?“

„Niemand, Sire — außer dem Herrn General — ich lief nach dem Eintreffen gleich hierher und habe selbst den Avisstreifen vernichtet.“

„Sie sind ein guter Franzose! — General Letellier, nehmen Sie den Mann unter Bewachung — er darf bis auf Weiteres mit Niemandem sprechen — bei seinem Kopf! — Lesen Sie!“

Er warf die Depesche dem Marschall zu und ging wieder zu dem Fenster und legte die Stirn an die Scheibe, in den blitzenden Sternenhimmel hinaufschauend.

Der Marschall las mit halblauter Stimme:

„Hagenau, 8 Uhr 30 Minuten Abends.
Weg über Bitsch zerstört. Marschall Mac Mahon bei Wörth eine große Schlacht heute Nachmittag verloren — unser Heer zersprengt — viele Flüchtige bereits hier. Welches Unglück! Wie steht's dort?
Matthieu.“

Alle standen in tiefer Bestürzung; nach einer Weile kehrte der Kaiser zurück, sein Gesicht erschien noch abgespannter als vorhin.

„Lassen Sie augenblicklich an de Failly nach Bitsch oder so weit die Leitung reicht, telegraphiren um Bestätigung. — Jede Antwort wird mir sofort gemeldet! — Ich wünsche eine halbe Stunde allein zu sein!“

Die Generale verließen das Zimmer — der Prinz zuletzt — unter der Thür noch warf er einen halb betrübten, halb zornigen Blick zurück auf den kaiserlichen Vetter.

Ende des ersten Bandes.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.